

Ulrike Lindner

Plätze an der Sonne?

Die Geschichtsschreibung auf dem Weg in die deutschen Kolonien

Kaum ein Feld der deutschen Geschichtsschreibung konnte in den letzten zehn Jahren einen so starken Aufschwung verzeichnen wie die Forschungen zum Kolonialismus. Bis Anfang der 1990er-Jahre schien die deutsche Kolonialgeschichte eine von wenigen Personen betriebene, relativ »exotische« Fachrichtung zu sein, die in der hiesigen Forschungslandschaft eher auf geringes Interesse stieß. Dennoch wurden in den 1960er- und 1970er-Jahren bereits etliche bis heute wichtige Studien geschrieben, die sich meist in sozialgeschichtlicher Perspektive mit den Herrschaftsverhältnissen und der wirtschaftlichen Entwicklung in verschiedenen deutschen Kolonien in Afrika befassten.¹ Besonders die Arbeit von Helmut Bley über die deutsche Kolonialherrschaft in Deutsch-Südwestafrika gilt als eines der grundlegenden Bücher zur Entwicklung dieser deutschen Kolonie. Auch einige englische und amerikanische Historiker setzten sich schon früh in verschiedenen Monografien und Sammelbänden mit dem deutschen Kolonialismus auseinander, unter anderem der in Cambridge lehrende Afrika-Forscher John Iliffe.² In der historischen Forschung der DDR trifft man ebenfalls bereits seit Ende der 1950er-Jahre auf verschiedene Arbeiten zur deutschen Kolonialgeschichte, die kritisch die Folgen deutscher Kolonialherrschaft analysieren und sich damit vor allem vom »imperialistischen Erbe« der Bundesrepublik distanzieren wollten.³

- 1 Helmut Bley, *Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894–1914*, Hamburg 1968; Karin Hausen, *Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika. Wirtschaftsinteressen und Kolonialverwaltung in Kamerun vor 1914*, Zürich/Freiburg i. Br. 1976; Detlef Bald, *Deutsch-Ostafrika 1900–1914. Eine Studie über Verwaltung, Interessengruppen und wirtschaftliche Erschließung*, München 1970; vgl. auch allgemeinere Arbeiten zum Kolonialismus wie Rudolf von Albertini, *Europäische Kolonialherrschaft 1880–1940*, Zürich/Freiburg i. Br. 1976. Vgl. für frühere Literaturüberblicke zum deutschen Kolonialismus Jost Dülffer, *Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika*, in: NPL 26, 1981, S. 458–473; Klaus J. Bade, *Imperialismusforschung und Kolonialhistorie*, in: GG 9, 1983, S. 138–150; Jürgen Zimmerer, *Deutsche Kolonialgeschichte in neuerer Forschung*, in: AfS 43, 2003, S. 475–485. Die für diesen Aufsatz nötige Kenntnis der Literatur zum deutschen Kolonialismus konnte ich mir im Wesentlichen während eines von der Alexander-von-Humboldt-Stiftung geförderten Forschungsaufenthalts aneignen, dafür herzlichen Dank. Ich danke außerdem Geoff Eley, der mir das Manuskript seines Vortrags »Writing the History of German Colonialism. Some Overarching Thoughts?« zur Verfügung gestellt hat, den er bei der Konferenz »Germany's Colonialism in International Perspective«, San Francisco State University, 6.–9. September 2007, gehalten hat. Seine Gedanken waren für diesen Rezensionssatz sehr inspirierend.
- 2 Vgl. z. B. John Iliffe, *Tanganyika under German rule 1905–1912*, London 1969; Ralph Austen, *Northwest Tanzania under German and British Rule 1889–1939*, New Haven/London 1968; außerdem auch verschiedene Aufsätze in dem von Roger Louis und Prosser Gifford herausgegebenen Sammelband zu deutscher und britischer Kolonialherrschaft in Afrika: Prosser Gifford/William Roger Louis (Hrsg.), *Britain and Germany in Africa. Imperial Policy and Colonial Rule*, New Haven 1967; vgl. z. B. auch L. H. Gann/Peter Duignan, *The Rulers of German Africa*, Stanford 1977.
- 3 Vgl. insgesamt Ulrich van der Heyden, *Kolonialgeschichtsschreibung in Deutschland. Eine Bilanz ost- und westdeutscher Kolonialhistoriographie*, in: NPL 48, 2003, S. 401–429, hier: S. 404, 407–409. Die Studie von Horst Drechsler über die Aufstände in Deutsch-Südwestafrika gilt bis heute als wichtiger Schritt in der Erforschung der südwestafrikanischen Kolonie, Horst Drechsler, *Aufstände in Südwestafrika. Der Kampf der Herero und Nama 1904 bis 1907 gegen die Kolonialherrschaft*, Berlin (Ost) 1984.

Ungeachtet dieser Ansätze erfuhr die Kolonialgeschichte im Vergleich zu vielen anderen Themenfeldern der Kaiserreichsforschung eher geringe Aufmerksamkeit; gleichzeitig waren Studien zur afrikanischen oder Südsee-Geschichte in der stark auf Deutschland bzw. Europa fixierten deutschen Geschichtswissenschaft traditionell rar.⁴ Dies steht ganz im Gegensatz zu britischen Forschungstraditionen; die Auseinandersetzung mit den britischen Kolonien wurde nicht nur von einer höchst differenzierten Empire-Forschung geleistet, sondern konnte sich darüber hinaus in viel stärkerem Maße auf Studien zur außereuropäischen Geschichte stützen.⁵ Die kurze Zeitspanne des deutschen Kolonialismus wurde dagegen auch in der internationalen Forschung meist nur wenig beachtet und als »marginal colonialism«, wie es Lewis H. Gann in einem Aufsatz von 1987 ausdrückte, eingestuft.⁶

Im letzten Jahrzehnt erschien nun eine Fülle von Studien, die sich sowohl mit der Geschichte der verschiedenen deutschen Kolonien als auch mit Herrschaftsformen, kolonialen Imaginationen, kolonialen Kulturen, kolonialer Erinnerungskultur und dem Einfluss kolonialer Traditionen auf die Metropole, d. h. das Mutterland, beschäftigen.⁷ Zudem haben in den letzten Jahren einige Afrika-Historiker Arbeiten über die deutschen Kolonien vorgelegt, die stärker die Perspektive der afrikanischen Bevölkerung in den Mittelpunkt stellen.⁸

4 Als Ausnahme vgl. z. B. die Untersuchungen von Hermann Hiery zum deutschen Kolonialreich in der Südsee: *Hermann Joseph Hiery*, Das Deutsche Reich in der Südsee (1900–1921). Eine Annäherung an die Erfahrungen verschiedener Kulturen, Göttingen etc. 1995; *ders./John MacKenzie* (Hrsg.), European impact and Pacific influence. British and German colonial policy in the Pacific Islands and the indigenous response, London etc. 1997.

5 Vgl. insgesamt als neueren Überblick über die britische Empire-Forschung *Benedikt Stuchtey*, Nation und Expansion: Das britische Empire in der neuesten Forschung, in: HZ 274, 2002, S. 87–118. Vgl. das umfassende Sammelwerk zur Geschichte des britischen Empire von *William Roger Louis* (Hrsg.), The Oxford History of the British Empire, Bd. 1–5, Oxford 1999; sowie die ergänzenden Sammelbände zu verschiedenen Themen z. B. *Philippa Levine* (Hrsg.), Gender and Empire, Oxford 2004. Vgl. als Beispiel für die Studien aus der afrikanischen Geschichte, die sich mit den britischen Kolonien beschäftigen, einige Arbeiten über Britisch-Ostafrika/Kenia: *John M. Lonsdale*, Three Aspects of Crisis in Colonial Kenya, Syracuse 1975; *Frederick Cooper*, From Slaves to Squatters: Plantation Labor and Agriculture in Zanzibar and Coastal Kenya, 1890–1925, New Haven 1980; *G. H. Mungeam*, British Rule in Kenya, 1895–1912: The establishment of administration in the East Africa Protectorate, Oxford 1966.

6 *Lewis H. Gann*, Marginal Colonialism: The German Case, in: *Arthur J. Knoll/Lewis H. Gann* (Hrsg.), Germans in the Tropics. Essays in German Colonial History, New York etc. 1987, S. 1–18.

7 Vgl. z. B. *Fatima El-Tayeb*, Schwarze Deutsche. Der Diskurs um »Rasse« und nationale Identität 1890–1933, Frankfurt/Main/New York 2001; *Pascal Grosse*, Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850–1918, Frankfurt/Main/New York 2000; *Alexander Honold/Oliver Simons* (Hrsg.), Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden, Tübingen/Basel 2003; *Patricia Mazon/Reinhild Steingröver* (Hrsg.), Not so Plain as Black and White. Afro-German Culture and History 1890–2000, Rochester 2005; *Jürgen Zimmerer*, Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia, Münster etc. 2002; *Gesine Krüger*, Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907, Göttingen 1999; *Birthe Kundrus*, Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien, Köln 2003; *Andrew Zimmermann*, Anthropology and Antihumanism in Imperial Germany, Chicago 2001; *Michael Schubert*, Der schwarze Fremde. Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre, Stuttgart 2003.

8 Hier geht der Untersuchungszeitraum mitunter deutlich über die Zeit der deutschen Kolonialherrschaft hinaus, vgl. z. B. *Michael Pesek*, Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880, Frankfurt/Main/New York 2005; *Jan-Bart Gewald*, Herero Heroes. A Socio-political History of the Herero of Namibia, 1890–1923, Oxford 1999; *Andreas Eckert*, Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel. Douala 1880 bis 1960, Stuttgart 1999.

Dieses seit Mitte der 1990er-Jahre wachsende Interesse an der Kolonialgeschichte geht auf unterschiedliche Einflüsse zurück, die in den folgenden Abschnitten näher erörtert werden: neue Ansätze aus dem Bereich der *postcolonial studies* sowie der globalen und transnationalen Geschichte; damit verbunden ein verstärktes außerwissenschaftliches Interesse an globalen Vernetzungen, das den Blick ebenfalls auf den Kolonialismus lenkt; ein durch verschiedene Jahrestage und insbesondere durch den Jahrestag des Herero-Kriegs 2004 angeregtes, weiter zunehmendes Interesse an den deutschen Kolonien in der öffentlichen Wahrnehmung; Stimmen aus den ehemaligen Kolonien in Afrika, die verstärkt eine Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus fordern; generell eine wachsende Forschung zu Erinnerungskultur, die nun auch koloniale Erinnerung einbezieht; und schließlich neue Studien im Bereich der Nationalismus- und Rassismus-Forschung, die Kolonialismus und Imperialismus stärker in ihre Fragestellungen aufnehmen.

Zunächst werden zwei Überblicksstudien vorgestellt, die diese neuen Tendenzen größtenteils aufnehmen, bevor Literatur zu einzelnen Teilbereichen der Forschung genauer diskutiert wird.

I. NEUE ÜBERBLICKSDARSTELLUNGEN

Im Zusammenhang mit dem wachsenden Interesse an der deutschen Kolonialvergangenheit sind sowohl zur deutschen Kolonialgeschichte als auch allgemein zum Kolonialismus zwei knappe Zusammenfassungen erschienen. Während jahrelang Horst Gründers Buch zum deutschen Kolonialismus als einzige Gesamtdarstellung galt, steht dem nun der bei Reclam erschienene Band von Winfried Speitkamp zur Seite.⁹

Nach einer kurzen chronologischen Betrachtung der Vorgeschichte und Inbesitznahme der Kolonien gliedert Speitkamp seine Darstellung weitgehend thematisch und folgt dabei eher traditionellen Mustern (Verwaltung, Rechtsprechung, Wirtschaft, Missionen und Sozialpolitik). Grundsätzlich versucht er – auch in Abgrenzung zu Gründer –, die Handlungsmöglichkeiten der Kolonisierten stärker in seine Darstellung einzubeziehen und Wechselwirkungen zwischen Metropole und Kolonie aufzuzeigen, auch wenn sein Blick deutlich auf Europa fixiert bleibt. Er analysiert z. B. die unterschiedlichen Wahrnehmungen der Kolonisierten und Kolonisierenden bei Vertragsabschlüssen im Zuge der Inbesitznahme der Kolonien, geht auf verschiedene Formen der Kooperation der deutschen Kolonialherren mit der indigenen Bevölkerung ein und zeigt, dass die Kolonien keineswegs nur durch die Dichotomie zwischen kolonialen Herrschern und unterdrückten Kolonisierten geprägt waren. Gleichzeitig arbeitet er heraus, in welchem Maße die deutsche Herrschaft in den Kolonien einen improvisierten und prekären Charakter besaß. Allerdings erscheinen durch die Betonung dieser Faktoren Gewalt und Brutalität als zentrale Merkmale kolonialer Herrschaft etwas unterrepräsentiert. Innovativ ist sein Kapitel über die Stadtentwicklung in den deutschen Kolonien, das sich ausführlich mit der räumlichen Repräsentation von Herrschaft auseinandersetzt. Nicht ganz überzeugen kann dagegen der Abschnitt über die ›Aufstände‹ der Kolonisierten; hier erscheint bereits die Begrifflichkeit fragwürdig, die in der neueren Forschung vermieden wird, um die höchst brutalen Kolonialkriege nicht zu bagatellisieren. Auch die zunächst getrennte Beschreibung des Herero- und Nama-Kriegs in Deutsch-Südwestafrika sowie des Maji-Maji-Kriegs in Deutsch-Ostafrika und die sich daran anschließende gemeinsame Behandlung der verheerenden Folgen dieser Kriege trägt nicht unbedingt zum besseren Verständnis der Vorgänge bei.

⁹ Horst Gründer, *Geschichte der deutschen Kolonien*, 5. Auflage Paderborn etc. 2004; Winfried Speitkamp, *Deutsche Kolonialgeschichte*, Reclam Verlag, Stuttgart 2005, 207 S., kart., 6,00 €.

Einblicke in drei Forschungsfelder bietet dann der letzte Teil des Buches, der sich zunächst mit Verflechtungen zwischen Kolonie und Metropole beschäftigt. Einerseits zeigt Speitkamp, dass der Kolonialismus im Deutschen Kaiserreich weder wirtschaftlich noch gesellschaftlich große Bedeutung erreichen konnte. Koloniale Karrieren waren in Deutschland im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern eher verpönt. Gleichzeitig macht der Autor deutlich, wie sehr koloniale Diskurse das Selbstverständnis und die Kultur des Kaiserreichs prägten.¹⁰ In dem darauf folgenden Kapitel über den Kolonialrevisionismus nach 1918 geht er differenziert auf die Kontinuitäten der Kolonialbewegung ein, die auf eine Rückgewinnung der Kolonien hinarbeitete und gerade in den Anfangsjahren des Nationalsozialismus noch einmal große Popularität erreichte, weist aber gleichzeitig auf die gesellschaftliche Marginalität der Bewegung und die ambivalente Haltung des Nationalsozialismus zu überseeischen Kolonien hin. Der letzte Abschnitt widmet sich kolonialer Erinnerungskultur sowohl in der Metropole als auch in den ehemaligen Kolonien. Die in der Forschung in letzter Zeit intensiv diskutierten Themen des Genozids in Deutsch-Südwestafrika und der möglichen Verbindungslinien zwischen dem deutschen Vorgehen in der südwestafrikanischen Kolonie und der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik werden hier ebenfalls analysiert.¹¹ Gerade die Kapitel über Verwaltung und Kooperation in den Kolonien, über Kolonialstädte sowie über koloniale Kultur im Mutterland machen Speitkamps Darstellung zu einer überaus lesenswerten Einführung in die Geschichte des deutschen Kolonialismus.

Auch die beiden knappen systematischen Überblicksdarstellungen zum Kolonialismus, zum einen von Jürgen Osterhammel¹², welche in Deutschland als das Standardwerk zum Kolonialismus gilt, zum anderen von Wolfgang Reinhard¹³, werden nun durch das bei »Fischer kompakt« erschienene Taschenbuch des Afrika-Historikers Andreas Eckert ergänzt.¹⁴ Während es Osterhammel vor allem um eine systematische Beschäftigung sowohl mit dem Begriff als auch mit den Ausformungen des Kolonialismus geht, versucht sich Eckert an einer knappen allgemeinen Geschichte des Kolonialismus, die geografisch nach den verschiedenen Kontinenten, in denen koloniale Machtausübung stattfand, eingeteilt ist (Amerika, Asien und der Nahe Osten, Afrika). In seiner kurzen theoretischen Einführung bezieht er sich im Wesentlichen auf Osterhammels Definitionen. Die geografische Gliederung des Themas bei Eckert überzeugt vor allem bei den zwei letzten Kapiteln über Asien und Afrika. Gerade die Abhandlung über den Kolonialismus in Afrika ist ein dichter, instruktiver Essay, der dem Leser eine überzeugende Einführung in die Thematik gibt. Auch das Kapitel Asien besticht durch eine gemeinsame Analyse der französischen, britischen und niederländischen Herrschaft in Südostasien, gleichzeitig diskutiert Eckert hier relativ ausführlich die Handlungsspielräume der Kolonisierten und geht besonders auf die einheimischen Händler in Südostasien ein. Nord- und Südamerika in einem Kapitel zu verhandeln – wenn auch teilweise getrennt – vermag bei den großen, auch zeitlichen Unterschieden zwischen der nordamerikanischen Siedlungskolonisation und der spanischen Kolonisation in Südamerika dagegen nicht völlig zu überzeugen. Trotz des äußerst knappen Umfangs von neun Seiten wird auch das schwierige Thema der Dekolonisation am Beispiel Indiens, Kenias und des Kongos gut zusammengefasst. Informativ sind schließlich die »thematischen Vertiefungen«, die sich den geografischen Kapiteln anschließen und Überlegungen zu den Themen Staat, Wirtschaft, Mission sowie

10 Vgl. hierzu ausführlich die Diskussion in Kapitel II und IV.

11 Vgl. hierzu Kapitel IV. Speitkamp selbst kritisiert die zu starke Fixierung dieser Diskussion auf die deutsche Nationalgeschichte, die wiederum den Blickwinkel der indigenen Bevölkerung vernachlässige.

12 Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 1995.

13 Wolfgang Reinhard, *Kleine Geschichte des Kolonialismus*, Stuttgart 1996.

14 Andreas Eckert, *Kolonialismus*, S. Fischer Verlag, Frankfurt/Main 2006, 128 S., kart., 8,95 €.

zu den Verflechtungen zwischen Kolonie und Metropole enthalten, wobei jeweils die neueste Forschung berücksichtigt wird. Eckert macht dabei deutlich, wie sehr Gewalt einen beständigen und prägenden Aspekt kolonialer Ordnung darstellt, und zeigt gleichzeitig, wie schwierig und prekär die Herrschaftsverhältnisse in kolonialen Staaten stets waren. Eckerts Einführung erlaubt nicht nur eine schnelle Orientierung im komplizierten Feld der Kolonialismusforschung, sondern gibt auch einen prägnanten Überblick über die wichtigsten Entwicklungen in der Geschichte des Kolonialismus. Im Abschnitt über Verflechtungen führt er zudem in die neuesten Debatten der *postcolonial studies* ein, durch die Phänomene des Kolonialismus während der letzten Dekaden in den Vordergrund gerückt sind.

II. EINFLÜSSE DER *POSTCOLONIAL STUDIES*, KULTURGESCHICHTE DES KOLONIALISMUS UND KOLONIALE ERINNERUNGSKULTUR

Mit der Ausbreitung der *postcolonial studies* vor allem in den USA stieg das Interesse an Untersuchungen zu Wechselbeziehungen zwischen Kolonie und Metropole und an der Analyse der kulturellen Auswirkungen von kolonialer Herrschaft nicht nur in den Kolonien, sondern auch in den europäischen Metropolen.¹⁵ Zu diesen Themen entstand in der angloamerikanischen Forschung eine Fülle an Studien, die sich vor allem mit den Verflechtungen zwischen den ehemaligen Kolonien des britischen Empire und dem Mutterland Großbritannien auseinandersetzen.¹⁶ Sehr einflussreich war in dieser Hinsicht der sich vergleichend auf die europäischen kolonialen Imperien beziehende, programmatische Sammelband von Frederick Cooper und Ann Laura Stoler zu »Tensions of Empire« aus dem Jahr 1997, in dessen Beiträgen die *entangled histories* zwischen Kolonie und Metropole analysiert werden. Zugleich wird dabei in zahlreiche neue Themenfelder eingeführt und unter anderem auch der deutsche Kolonialismus thematisiert.¹⁷ Dieser intellektuelle Trend übte auf die Geschichtsschreibung zu den deutschen Kolonien einen erheblichen Einfluss aus. Direkt auf den deutschen Kolonialismus bezog sich der von Sara Friedrichsmeyer, Sara Lennox und Susanne Zantop herausgegebene Band aus dem Jahr 1998, der mit seinem neuen Fokus auf koloniale und imperiale Imagination eine Vielzahl von kulturgeschichtlich geprägten Studien sowohl in Deutschland als auch in den USA anregte.¹⁸ Die Einschätzung, der deutsche Kolonialismus sei zu unbedeutend gewesen, um einen Einfluss auf nationale Kultur und nationale Selbstdefinition zu haben, wurde nun auch in der deutschen Forschung gründlich hinterfragt und die gegenseitigen Einflüsse zwischen

15 Vgl. als Anstoß für die Auseinandersetzung mit diesen Themen *Edward W. Said*, *Orientalism*, New York 1978. Vgl. grundlegend für die Diskussion postkolonialer Theorie *Homi K. Bhabha*, *The location of culture*, London 2007; *Robert Young*, *Colonial Desire. Hybridity in Theory, Culture and Race*, London/New York 1995. Vgl. für den neuen Blick auf Europa z. B. *Dipesh Chakrabarty*, *Provincializing Europe. Postcoloniality and the Critique of History*, in: *Cultural Studies* 6, 1992, S. 337–357.

16 Vgl. z. B. *John M. MacKenzie* (Hrsg.), *Imperialism and Popular Culture*, Manchester 1986; *Antoinette Burton* (Hrsg.), *After the Imperial Turn: Thinking with and through the Nation*, Durham 2004; *Ann Stoler*, *Carnal Knowledge and Imperial Power. Race and the Intimate in Colonial Rule*, Berkeley 2002; *Catherine Hall*, *Civilising Subjects. Metropole and Colony in the English Imagination 1830–1867*, Cambridge 2002; *dies.* (Hrsg.), *Cultures of Empire. Colonizers in Britain and the Empire in the 19th and 20th Century*, New York 2000.

17 *Frederick Cooper/Ann Laura Stoler* (Hrsg.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*, Berkeley 1997; als Artikel zum deutschen Kolonialismus darin *Lora Wildenthal*, *Race, Gender, and the Citizenship in the German Colonial Empire*, S. 263–283.

18 *Sara Friedrichsmeyer/Sara Lennox/Susanne Zantop* (Hrsg.), *The Imperialist Imagination: German Colonialism and Its Legacy*, Ann Arbor 1998.

Kolonie und Metropole für die deutsche Entwicklung betont.¹⁹ Dabei wurde nicht geleugnet, dass der deutsche Kolonialismus nur eine geringere Wirkung auf das Selbstverständnis der deutschen Nation entfalten konnte, als dies in Großbritannien oder Frankreich der Fall war. Beide Länder besaßen im Gegensatz zu Deutschland nicht nur über lange Zeit ein Kolonialreich, sondern waren auch von einem schwierigen Entkolonialisierungsprozess und von einer starken Migration aus den ehemaligen Kolonien in die Metropolen geprägt. Doch gerade die mit den Kolonien verbundenen Weltgeltungsansprüche des Deutschen Kaiserreichs und das ausgeprägte »colonial desire«, welche in Deutschland noch lange nach dem Verlust des Kolonialreichs nach dem Ersten Weltkrieg fortbestanden, wurden nun als prägende Elemente des deutschen Selbstverständnisses und des deutschen Nationalismus identifiziert.

Basierend auf diesen neuen Ansätzen wandte sich die Kolonialgeschichtsschreibung verstärkt Themen wie der Analyse von *gender*-Konzepten, von Erinnerungskulturen, von Wissensproduktion, von kolonialer Imagination und kolonialen Sehnsüchten zu, auch jenseits der Existenz eines tatsächlichen Kolonialreichs. Typisch für diese neuen Zugänge sind z. B. die Beiträge eines 2003 von Birthe Kundrus herausgegebenen Sammelbandes, der sich den deutschen Kolonien als »Phantasiereiche« nähert: Über die Beschäftigung mit kolonialem Konsum, kolonialen Bildern in der Literatur oder kolonialen Vereinen werden die deutschen Kolonien weit über ihre kurze Geschichte hinaus als Orte kolonialer Imagination verstanden, die eine wichtige Rolle im nationalen Selbstverständnis der Deutschen spielten.²⁰ Andere, von der kulturgeschichtlichen Wende der Kolonialhistoriografie angeregte Studien haben sich z. B. intensiv mit Geschlecht und Sexualität im Kontext der deutschen Kolonien beschäftigt.²¹ Hier sind auch die Untersuchungen zur Debatte um die Mischehen zu verorten; der Diskurs um diese Ehen gewann im Gegensatz zu der verschwindend geringen Zahl der tatsächlichen Mischehen eine enorme Bedeutung für die Definition einer deutschen Identität.²²

Durch die neuen kulturgeschichtlichen Ansätze erfuhr auch die Weimarer Republik, die von einem sehr präsenten Kolonialrevisionismus geprägt war, ein verstärktes Interesse. Koloniale Konzepte erwiesen sich für die Selbstdefinition der Epoche in vielerlei Hinsicht als bedeutend. In diesem Bereich hat Sandra Maß eine innovative Studie zu kolonialen Männlichkeitskonzepten in der Zeit von 1918 bis 1964 vorgelegt.²³ Zunächst richtet sie den Blick auf das Konzept der soldatischen Männlichkeit, das sie mit Hilfe von Erinnerungsliteratur an den Ersten Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika analysiert und das besonders in der Person Paul von Lettow-Vorbeck seinen Ausdruck fand. Lettow-Vorbeck, Kommandeur der deutschen »Schutztruppe«, ergab sich mit den Resten dieser aus Weißen und Schwarzen bestehenden Streitmacht erst nach Kriegsende in Europa der Entente und

19 Vgl. vor allem *Sebastian Conrad/Shalini Randeria* (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt/Main/New York 2002; *Sebastian Conrad*, *Schlägt das Empire zurück? Postkoloniale Ansätze in der deutschen Geschichtsschreibung*, in: *WerkstattGeschichte* 31, 2001, S. 73–83.

20 *Birthe Kundrus* (Hrsg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt/Main/New York 2003.

21 Vgl. z. B. *Lora Wildenthal*, *German Women for Empire 1884–1945*, Durham/London 2001; *Katharina Walgenbach*, »Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur«. *Koloniale Diskurse über Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaiserreich*, Frankfurt/Main/New York 2005.

22 Vgl. z. B. *Frank Becker* (Hrsg.), *Rassenmischehen*, Stuttgart 2004; *Birthe Kundrus*, *Von Windhoek nach Nürnberg? Koloniale »Mischehenverbote« und die nationalsozialistische Rassengesetzgebung*, in: *Kundrus*, *Phantasiereiche*, S. 110–131; *Fatima El-Tayeb*, *Dangerous Liaisons. Race, Nation, and German Identity*, in: *Mazon/Steingröver*, *Not so Plain as Black and White*, S. 27–60.

23 *Sandra Maß*, *Weißer Helden, schwarzer Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland 1918 – 1964*, Böhlau Verlag, Köln etc. 2006, 370 S., kart., 49,90 €.

war somit »im Felde unbesiegt« geblieben. Als guter deutscher Feldherr, so hieß es, sei er stets durch seine treuen schwarzen Soldaten, die sogenannten Askaris, unterstützt worden. Er konnte in der Weimarer Republik somit als Beweis sowohl für das unbesiegte Deutschland als auch für die gerechte deutsche Kolonialherrschaft und gegen die »Kolonialschuldfrage« der Alliierten gelten (mehr zu Lettow-Vorbeck in Abschnitt V). Maß legt dar, wie Lettow-Vorbeck in Weimar für die Konstruktion einer heldenhaften kolonialen weißen Männlichkeit benutzt wurde, die dem Bild des im Ersten Weltkrieg besiegten und gedemütigten deutschen Mannes entgegengestellt wurde. Die Autorin analysiert im Anschluss die »Schwarze-Schmach«-Kampagne gegen afrikanische Besatzungssoldaten in der französischen Armee im Ruhrgebiet, welche zur eigentlichen Bedrohung des »weißen ritterlichen Mannes« ebenso wie der »weißen Frau« stilisiert wurden. In ihrem zentralen Kapitel zu »kolonialen Vorstellungswelten« gelingt es Maß, die vielfältigen Bezüge und Spannungsverhältnisse der Geschlechterdefinitionen in rassistisch, militärisch und hierarchisch geprägten Kolonialgesellschaften aufzuzeigen. Sie arbeitet das Konzept einer weißen, kolonialen Männlichkeit anhand eines Gegensatzpaares heraus, dem des schwarzen, treuen Askari-Kriegers als Lehrling des weißen Kolonialhelden in einem ritterlichen Krieg und dem des schwarzen Besatzungssoldaten, der pauschal für die Niederlage und Demütigung des »weißen Mannes« verantwortlich gemacht wird und als Negativfolie fungiert. Auch andere koloniale Vorstellungswelten, so die Konstruktion des kolonialen Haushalts mit seinen stets prekären rassistischen Grenzen zwischen Herrschaft und Dienerschaft sowie die gleichzeitige Bedrohung und Verführung durch die »wilde Natur« der Kolonien bezieht sie in ihre Analyse ein. In ihren weiteren Ausführungen beschäftigt Maß sich mit »kolonialen Heldenphantasien« im Nationalsozialismus und zeigt, wie koloniale Männlichkeitsvorstellungen des Ersten Weltkriegs und der Zwischenkriegszeit zum Teil in den neuen Heldenkult des Nationalsozialismus integriert wurden. Problematisch erscheinen die thematischen Sprünge zwischen den einzelnen Kapiteln, so dass der Gesamtstudie mitunter argumentative Stringenz fehlt. Insgesamt gelingt der Autorin aber eine originelle, zeitlich übergreifende Analyse von weißer Männlichkeit. Im letzten Kapitel kann sie abschließend zeigen, wie diese männlichen Identifikationskonzepte in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg weitgehend ihre Bedeutung verloren.

Dem Thema der der kolonialen Erinnerungskultur widmen sich seit einigen Jahren einige auch für eine breitere Leserschaft konzipierte Bände zu Spuren des Kolonialismus in deutschen Städten. Diese Arbeiten versuchen, deutsche Kolonialvergangenheit an verschiedenen Erinnerungsorten und in der Geschichte unterschiedlicher Institutionen aufzuspüren²⁴, so auch die jüngste Veröffentlichung von Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller, die sich als Fortsetzung des von den beiden Herausgebern bereits 2002 edierten Bandes zur Kolonialmetropole Berlin versteht.²⁵ Der neue Band, dem man eine etwas sorgfältigere formale Redaktion gewünscht hätte, fokussiert unter dem Titel »Macht und Anteil an der Weltherrschaft« stärker als sein Vorgänger auf das Streben des imperialen Deutschlands nach einem Platz unter den anderen europäischen Kolonialreichen.²⁶ Wie schon im ersten Sammelband informiert eine Vielzahl von kurzen, sehr anregenden und interessanten, manchmal allerdings etwas an der Oberfläche bleibenden Artikeln über verschiedene Facetten der kolonialen Thematik. Die meist reich bebilderten Artikel, die

24 Vgl. z. B. Heiko Möhle (Hrsg.), *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – Eine Spurensuche* in Hamburg, Hamburg 1999.

25 Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*, Berlin 2002. Die beiden Autoren geben auch zusammen mit Mechthild Leutner die für eine breitere Leserschaft konzipierte Reihe »Schlaglichter der Kolonialgeschichte« im Links Verlag heraus. Mittlerweile sind bereits sieben wichtige Studien und Sammelbände erschienen.

26 Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller (Hrsg.), »... Macht und Anteil an der Weltherrschaft«. Berlin und der deutsche Kolonialismus, Unrast Verlag, Münster 2005, 288 S., geb., 28,00 €.

zeitlich von der vorkolonialen Epoche bis in die Phase des Nationalsozialismus reichen, sind von ausgewiesenen Experten zum Kolonialismus verfasst. Interessante neue Aufschlüsse geben z. B. Pascal Grosses Artikel über die kaum erforschten Deutschen Kolonialkongresse sowie Jan Henning Böttgers Abhandlung über eine Berliner Tagung des in der Forschung weitgehend vernachlässigten Brüsseler *Institut Colonial International*. Ein gegenüber dem Vorgängerband neues Thema greift der letzte Abschnitt des Buches auf, der sich mit antikolonialen Vereinigungen der 1920er-Jahre beschäftigt und dabei insbesondere auf die in diesen Verbänden engagierten Afrikaner eingeht.

Ebenfalls großen Einfluss auf das aktuelle Interesse an der deutschen Kolonialgeschichte hatte die jüngste Konfrontation mit Stimmen aus den ehemaligen deutschen Kolonien in Afrika, die eine neue Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialvergangenheit forderten.²⁷ In diesem Zusammenhang sind die verschiedenen Jahrestage zu nennen, an die in einer Vielzahl von Veranstaltungen und Ausstellungen erinnert wurde – vor allem der 100. Jahrestag des Herero-Kriegs 2004, aber auch der 100. Jahrestag des Maji-Maji-Kriegs 2005 und der 120. Jahrestag der Kongo-Tagung in Berlin im Jahr 2004.²⁸ Gerade der Jahrestag des Herero-Kriegs führte in Namibia zu einer wachsenden Beschäftigung mit der deutschen Kolonialvergangenheit.

Der von Steffi Hobuß und Ulrich Lölke herausgegebene Sammelband zum deutschen Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Deutschlands, der die Tagung »Die Last des Erinnerns« an der Universität Lüneburg im Jahr 2005 dokumentiert, widmet sich dem Thema Erinnerungskultur aus einer doppelten Perspektive.²⁹ Den beiden Herausgebern geht es um Zugänge zur deutschen Kolonialerinnerung in afrikanischen und deutschen Diskursen und um Aushandlungsprozesse bezüglich stets umkämpfter kollektiver Erinnerung. Den thematisch etwas disparaten Beiträgen, die sich zum Teil auf hohem theoretischen Niveau mit der Problematik kollektiver Erinnerung auseinandersetzen – so die Artikel von Johannes Fabian, Jacob Emmanuel Mabe und Steffi Hobuß –, stehen eher persönlich formulierte Reminiszenzen wie Peter Sebalds Beitrag über Togo gegenüber. Dennoch geben sie insgesamt einen interessanten Blick frei auf problematische und umkämpfte Prozesse des Gedenkens. Stefanie Michels erkundet beispielsweise Spuren der deutschen Kolonialherrschaft in der Erinnerung und der Topografie des heutigen Kamerun, Heiko Möhle diskutiert die koloniale Erinnerungskultur in Deutschland anhand der

27 Vgl. hierzu vor allem die von Marianne Bechhaus-Gerst herausgegebenen Sammelbände: *dies.* (Hrsg.), *Die (koloniale) Begegnung: AfrikanerInnen in Deutschland 1880–1945*, Frankfurt/Main 2003; *dies.* (Hrsg.), *AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart*, Münster 2004; *dies.* (Hrsg.), *Koloniale und postkoloniale Konstruktionen von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*, Frankfurt/Main etc. 2006.

28 Besonders wichtig war in diesem Zusammenhang die Rede der Bundesministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Heidemarie Wiecek-Zeul, in Namibia am 14.8.2004, bei der sich die Ministerin für die deutschen Kolonialverbrechen in Namibia entschuldigte. Vgl. als Veranstaltungen z. B. die Ausstellung »Deutschland Namibia. Eine geteilte Geschichte«, 2004 im Rautenstrauch-Richarz-Museum in Köln; die Anticolonial Africa Conference 2004 in Berlin; die Veranstaltungen um »hamburg postkolonial«, die Ausstellung »1904–2004. Eine Spurensuche zum Kolonialismus am Beispiel Namibia« im Übersee Museum Bremen 2004–2005 sowie zahllose Konferenzen zum Thema im Jahr 2004. Vgl. hierzu die ausführlich aufgelisteten Gedenkveranstaltungen in Deutschland und Namibia in: *Joachim Zeller*, *Genozid und Gedenken. Ein dokumentarischer Überblick*, in: *Henning Melber* (Hrsg.), *Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt/Main 2005, S. 163–188; vgl. auch *Larissa Förster/Dag Henrichsen/Michael Bollig*, *Namibia – Deutschland, eine geteilte Geschichte*, Wolftratshausen 2004.

29 *Steffi Hobuß/Ulrich Lölke* (Hrsg.), *Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas*, Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2007, 245 S., kart., 24,90 €.

Geschichte des Askari-Reliefs in Hamburg, das kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 in der dortigen Lettow-Vorbeck-Kaserne enthüllt wurde und wenig beachtet die Zeit bis zur Auflösung der Kaserne im Jahr 1999 überstand. Erst im Zuge der Diskussion um eine mögliche neue Aufstellung des Reliefs, bei der einige höchst umstrittene Konzepte verhandelt wurden, begann eine kritische Auseinandersetzung mit dem Denkmal. Dessen Geschichte zeigt so exemplarisch den problematischen Umgang mit kolonialen Erinnerungsorten in Deutschland. Methodisch sehr interessant ist der Beitrag von Astrid Kusser und Susann Lewerenz über Kolonialpostkarten. Sie zeigen, dass diese Postkarten nicht nur koloniale Machtverhältnisse widerspiegeln, sondern dass eine genaue Analyse des rassistischen Blicks die Widersprüche und Irritationen in den Beziehungen zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten reflektieren kann.

In den Debatten um Erinnerung an den deutschen Kolonialismus ist auch der von Henning Melber herausgegebene interdisziplinäre Sammelband zu verorten, der sich mit Genozid und Gedenken in der namibisch-deutschen Geschichte und Gegenwart aus juristischer, historischer sowie sozialwissenschaftlicher Sicht befasst.³⁰ Melber hat zahlreiche Veröffentlichungen zu diesen Themen vorgelegt und ist selbst in der namibisch-deutschen Verständigungsarbeit engagiert.³¹ Der Band stellt nochmals die wichtigsten Standpunkte der bereits durch verschiedene Veröffentlichungen hervorgetretenen Autoren zusammen – allerdings handelt es sich hier nur um deutsche und einen holländischen Wissenschaftler, namibische Stimmen kommen nicht zu Wort. Henning Melber setzt sich zunächst sehr differenziert mit den Zusammenhängen zwischen Kolonial- und NS-Herrschaft auseinander, während Jürgen Zimmerer in einer überblicksartigen Darstellung des Herero- und Nama-Kriegs nochmals dessen Einordnung als Genozid begründet (mehr dazu im Abschnitt V). Besonders interessant ist der gemeinsame Beitrag von Jan Bart-Gewalt und Henning Melber, die die Bedeutung der Erinnerung an den deutschen Kolonialkrieg für die Herero in Namibia analysieren. Sie wird von den Herero als einigendes Identifikationsmuster gegenüber der von der *South West African People's Organisation* (SWAPO) und vom Volk der Ovambo dominierten, offiziellen Perspektive des *nation building* in Namibia benützt. Während die SWAPO den Herero-Krieg als einen von vielen Befreiungskriegen gegen die Kolonialherrschaft einstuft, die schließlich von ihren eigenen Kämpfern erfolgreich überwunden wurde, sieht die Herero-Bevölkerung den Krieg gegen die Deutschen dagegen als einen einmaligen, an ihrem Volk begangenen Genozid. Als Volksgruppe machen die Herero daher auch Entschädigungsansprüche gegenüber der Bundesrepublik Deutschland geltend, wohingegen die namibische Regierung dies ablehnt. Reinhart Kössler beschäftigt sich danach aus eher übergreifender Perspektive mit Problemen der Erinnerungskultur in Staaten, in denen verschiedene Völkergruppen leben, die ganz unterschiedliche Traditionen pflegen. Weitere Beiträge behandeln die Diskussion um die Reparationsfrage in Deutschland und betrachten die Kolonialherrschaft in Namibia aus völkerrechtlicher Perspektive. Christoph Marx verwahrt sich in seiner pointiert formulierten Polemik vor allem gegen einen in der deutschsprachigen Publizistik in Namibia dominanten Diskurs, der den Genozid an den Herero leugnet und deutschen Historikern, die über dieses Phänomen forschen, jegliche Fachkenntnis abspricht; seine mitunter sehr scharf formulierte Kritik an postkolonialen Positionen, die seiner Meinung nach ebenfalls den Kolonialkrieg in vieler Hinsicht verharmlosen, kann jedoch nicht immer überzeugen. Insgesamt bietet der Band einen recht guten Überblick über die aktuelle Diskussion zur Frage des Genozids in Namibia.

30 Henning Melber (Hrsg.), Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart, Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt/Main 2005, 204 S., kart., 16,90 €.

31 Vgl. z. B. ders., Der Weißheit letzter Schluß. Rassismus und kolonialer Blick, Frankfurt 1992; ders., Kontinuitäten totaler Herrschaft: Völkermord und Apartheid in ›Deutsch-Südwestafrika‹, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 1, 1992, S. 92–114.

Die *postcolonial studies* haben den Blick nicht nur auf Themenfelder wie *gender*-Konzepte, koloniale Imagination oder koloniale Erinnerungskultur gelenkt, sondern auch koloniale Wissensproduktion als wichtiges Forschungsfeld etabliert. Koloniale Wissensaneignung entwickelte sich oft in der gegenseitigen Rezeption und im Austausch zwischen den verschiedenen Kolonialmächten. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert waren ähnliche Tendenzen bei vielen europäischen Kolonialmächten zu beobachten; Institutionen wie das Brüsseler *Institut Colonial International* sollten zudem für einen besseren Austausch unter den Kolonialmächten sorgen.³² In Deutschland wuchs das Verlangen, das Kolonialunternehmen durch wissenschaftliche Untersuchungen und Erkenntnisse zu begleiten, ebenfalls seit 1900 deutlich an; dies spiegelt sich nicht nur in zahllosen Veröffentlichungen in der vielfältigen deutschen Kolonialpresse wider, sondern auch in Veranstaltungen wie den deutschen Kolonialkongressen von 1902, 1905 und 1910, die Wissenschaftler, Kolonialagitatoren und Kolonialpolitiker zusammenbrachten und auf denen Methoden der Kolonisation besprochen wurden. Institutionen wurden eingerichtet, in denen sich Kolonialwissenschaften etablieren konnten und die zur Ausbildung von Kolonialbeamten dienten.³³

Zu einzelnen deutschen wissenschaftlichen Kolonialinstitutionen, wie etwa dem Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, liegen allerdings nur kleinere Aufsätze oder Abrisse vor.³⁴ Jens Ruppenthal kann daher mit seiner Studie zum Hamburgischen Kolonialinstitut in den Jahren 1908 bis 1919 eine Lücke in der Forschung schließen.³⁵ Besonders in seinem ersten Kapitel gelingt ihm eine überzeugende Analyse der Kolonialwissenschaften bis 1907, in der er die deutsche Entwicklung instruktiv in den europäischen Kontext einordnet. Mit der Inbesitznahme der Kolonien entwickelte sich in Deutschland eine Kolonialverwaltung, deren Karrierewege zunächst wenig attraktiv blieben und die von meist von relativ schlecht ausgebildeten und mit der Lage in den Kolonien kaum vertrauten Juristen und Militärs dominiert wurde. Dies wurde bereits zeitgenössisch scharf kritisiert und als Ursache für die verschiedenen Kolonialskandale identifiziert. Mit dem Blick auf die Kolonialausbildung in anderen europäischen Ländern, besonders in niederländischen und britischen Einrichtungen, setzte sich auch in Deutschland die Haltung durch, dass die Kolonialwissenschaften die Grundlage für eine Ausbildung der Kolonialbeamten schaffen sollten. Zwar hatte das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin bereits seit den 1890er-Jahren Kolonialbeamten, die nach Ostafrika gingen, Sprachunterricht erteilt, eine umfassende Ausbildung für den Kolonialdienst gab es aber nicht. Unter dem neuen Ko-

32 Vgl. *Benedikt Stuchtey* (Hrsg.), *Science across the European Empires*, Oxford 2005; *Dirk van Laak*, *Kolonien als »Laboratorien der Moderne?«, in: Conrad/Osterhammel, Das Kaiserreich transnational, S. 257–279; Jan Henning Böttger, »Bienvenue dans la capital de l'Empire!« Die Tagung des »Institut Colonial International« in Berlin (1897), in: Heyden/Zeller, Macht und Anteil, S. 109–115.*

33 *Pascal Grosse*, *Die Deutschen Kolonialkongresse in Berlin*, in *Heyden/Zeller, Macht und Anteil, S. 95–100.* Zu kolonialen Wissenschaften liegen mittlerweile einige Studien vor, vgl. z. B. *Andrew Zimmermann, Anthropology and Antihumanism in Imperial Germany*, Chicago 2001; oder *Pascal Grosse, Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850–1918*, Frankfurt/Main/New York 2000.

34 Vgl. *Wolfgang Stoecker*, *Das Seminar für orientalische Sprachen*, in: *Ulrich van der Heyden/Joachim Zeller* (Hrsg.), *Kolonialmetropole Berlin*, Berlin 2002, S. 115–121. *Lothar Burchardt*, *The School of Oriental Languages at the University of Berlin – Forging the Cadres of German Imperialism?*, in: *Benedikt Stuchtey* (Hrsg.), *Science across the European Empires*, Oxford 2005, S. 63–106; *Wolfgang U. Eckart*, *From Questionnaires to Microscopes: Founding and Early Years of the Hamburg Institute of Nautical and Tropical Diseases*, in: *Stuchtey, Science*, S. 309–328.

35 *Jens Ruppenthal*, *Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2007, 273 S., geb., 56,00 €.

lonialstaatssekretär Bernhard Dernburg, der 1907 angetreten war, um die Kolonialverwaltung insgesamt zu reformieren und zu professionalisieren, wurde nun die Gründung einer kolonialen Ausbildungsstätte anvisiert. Ruppenthal macht hier allerdings deutlich, dass die Tendenzen zu einer Änderung der kolonialen Verwaltung bereits vor Dernburgs Amtsantritt bestanden und die Gleichsetzung von Dernburgs Amtsantritt mit dem Beginn kolonialer Reformen in Deutschland zumindest relativiert werden sollte. Weiter analysiert Ruppenthal, wie es letztlich zur Gründung des Kolonialinstituts in Hamburg kam, und ordnet dies in den größeren Kontext der Hamburger Wissenschaftspolitik und in die Bemühungen um eine Universitätsgründung ein, bevor er sich ausführlich mit dem Institut und dessen heterogener Lehrerschaft beschäftigt. In seinem letzten Kapitel widmet er sich mitunter etwas zu detailliert den Ausbildungsinhalten, die versuchten, praktische und wissenschaftliche Fertigkeiten für die zukünftigen Kolonialbeamten zu verknüpfen. Anhand einer Analyse der Curricula, der Matrikel und verschiedener Einzelbeurteilungen kann er schließlich demonstrieren, dass die Ausbildung der deutschen Kolonialbeamten in vielerlei Hinsicht oberflächlich und einer sehr experimentellen Herangehensweise verhaftet blieb, bevor das Institut schließlich mit dem Verlust der deutschen Kolonien im Ersten Weltkrieg überflüssig wurde. Solche institutionsgeschichtlichen Arbeiten können, besonders wenn sie wie bei Ruppenthal ihre Ergebnisse vergleichend einbetten, zu einem besseren Verständnis des deutschen Kolonialprojekts entscheidend beitragen.

III. TRANSNATIONALE UND GLOBALE ANSÄTZE IN DER DEUTSCHEN KOLONIALGESCHICHTE

Nicht nur von den *postcolonial studies*, sondern auch von der neueren Globalgeschichte, die sich besonders in den USA seit den 1990er-Jahren zu einer wichtigen Forschungsrichtung entwickelte, wurden neue Herangehensweisen an die deutsche Kolonialgeschichte beeinflusst.³⁶ Mit den Ansätzen einer neueren Globalgeschichte reagierte die Geschichtswissenschaft auf politische Veränderungen einer dekolonisierten und zunehmend globalisierten Welt und auf die Kritik an einem eurozentrischen, westlichen Geschichtsmodell. Die Globalgeschichte widmet sich infolgedessen vor allem der Geschichte der zunehmenden Vernetzung der Weltregionen und geht sowohl auf politische als auch auf ökonomische und kulturelle Zusammenhänge ein. Diese Zugangsweise ist eng verbunden mit einer transnationalen Geschichtsschreibung, die sich bewusst abgrenzt von der klassischen internationalen Geschichte und deren Konzentration auf diplomatische Beziehungen zwischen Nationalstaaten. Demgegenüber nimmt die transnationale Geschichte sowohl symbolische, kulturelle und ökonomische Aspekte als auch nicht-staatliche Akteure in den Blick.³⁷

Die deutschen Studien, die verschiedene Perspektiven dieser Herangehensweise aufnehmen, zielen vor allem darauf, die meist einer streng nationalen Geschichtsschreibung verhaftete Sicht auf das deutsche Kaiserreich aufzubrechen, die Epoche in einer zunehmend globalisierten Welt zu verorten und gleichzeitig das Spannungsverhältnis zwischen wachsender Vernetzung und dem übersteigerten Nationalismus der Zeit zu analysieren.

36 Vgl. z. B. Michael Geyer/Charles Bright, *World History in a Global Perspective*, in: AHR 100, 1995, S. 1034–1060; Patrick Manning, *Navigating world history: Historians create a global past*, Houndmills 2003; vgl. für Deutschland z. B. Jürgen Osterhammel/Niels P. Petersson, *Geschichte der Globalisierung*, München 2003; Hanna Schissler, *Weltgeschichte als Geschichte der sich globalisierenden Welt*, in: APuZ 01–02/2005, S. 33–39.

37 Vgl. z. B. Kiran Klaus Patel, *Überlegungen zu einer transnationalen Geschichte*, in: ZfG 52, 2004, S. 626–645; Gunilla Budde/Sebastian Conrad/Oliver Janz (Hrsg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Bonn 2005.

Als in diesem Sinne programmatisch kann man den 2004 von Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel herausgegebenen Sammelband »Das Kaiserreich transnational« einstuft, der ökonomische Globalisierungsprozesse, die Verschränkungen zwischen Herrschaft in den Kolonien und in der Metropole ebenso wie die Repräsentation der transnationalen Vernetzungen, wie z. B. Völkerschauen, thematisiert und so insgesamt einen höchst anregenden Perspektivwechsel vollzieht.³⁸

Im Kontext der Globalgeschichte sind mittlerweile auch verschiedene Arbeiten zu kolonialen Produkten und zu kolonialem Konsum entstanden, die sowohl ökonomischen als auch kulturellen Einflüssen kolonialer Produkte nachspüren und versuchen, die globalen Netzwerke nachzuzeichnen, die bei Produktion, Transport und Konsum dieser Produkte entstanden.³⁹ Auch Sebastian Conrads jüngste Monografie⁴⁰ ist im Forschungsbereich der neueren Globalgeschichte anzusiedeln. Conrad nähert sich dem Kaiserreich mit einem wirklich neuen, bahnbrechenden Ansatz, indem er sich auf Fragen der Mobilität, insbesondere der Arbeitsmobilität, konzentriert, bewusst über die territorialen Grenzen ausgreift und so versucht, die Bedeutung von globalen Verflechtungen auf die Nationalisierungsprozesse in Deutschland und auf die Eigendefinition des deutschen Kaiserreichs auszuloten. Er zeigt zum einen, in welchem Maße das Kaiserreich international vernetzt war und wie sehr ökonomische, technische, wissenschaftliche und kulturelle Globalisierungstendenzen diese Phase prägten. Er macht zum anderen deutlich, dass diese Entwicklungen keineswegs im Widerspruch zu einem wachsenden, zunehmend übersteigerten Nationalbewusstsein stehen mussten, sondern dass diese Vorgänge auch gleichzeitig das nationale Bewusstsein prägten und verstärkten, indem viele Aspekte der internationalen Vernetzung von Nationalstaaten unternommen wurden. Dies macht Conrad an verschiedenen Punkten für das deutsche Kaiserreich deutlich: Erstens stabilisierte die zunehmende Mobilität sowohl der Wirtschaftsströme als auch der Menschen Abgrenzungen und verstärkte Kontrollen, die die Außengrenzen des Reiches verfestigten. Zum zweiten entstand mit der Migration eine immer stärkere Debatte über das Wesen des »eigentlichen Deutschtums«, was sich z. B. auch in der Neuordnung des Staatsbürgerrechtes von 1913 niederschlug. Das Rassedenken in Deutschland wiederum, das das Selbstverständnis und die Eigendefinition als Nation um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zunehmend prägte, ist ohne globale und koloniale Erfahrungen kaum nachzuvollziehen.

Conrad erläutert seine Thesen anhand eines breiten Tableaus von Themenfeldern, das geografisch von Polen über Afrika und Brasilien bis nach China reicht. Er beschäftigt sich zunächst mit der Erziehung zur Arbeit bei der indigenen Bevölkerung in Deutsch-Ostafrika und verknüpft dies überzeugend mit der Erziehung »Arbeitsscheuer« in Ostwestfalen, analysiert die Verflechtungen zwischen beiden Phänomenen und hebt auf die gegenseitige Beeinflussung der Praktiken ab. Zu Recht verweist er allerdings auch darauf, dass diese Art der Arbeitserziehung vor dem Ersten Weltkrieg ein Konzept aller europäischen Kolonialmächte darstellte und von der »Vernichtung durch Arbeit« während des Nationalsozialismus noch weit entfernt war. Dann widmet er sich der großen Gruppe der

38 Conrad/Osterhammel, *Das Kaiserreich transnational*; vgl. auch Sebastian Conrad, *Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte*, in: GG 28, 2002, S. 145–169.

39 Vgl. z. B. Sven Beckert, *Das Reich der Baumwolle. Eine globale Geschichte*, in: Conrad/Osterhammel, *Das Kaiserreich transnational*, S. 280–301; David Ciarlo, *Rasse konsumieren. Von der exotischen zur kolonialen Imagination in der Bildreklame des Wilhelminischen Kaiserreichs*, in: Kundrus, *Phantasiereiche*, S. 135–179; Angelika Epple, *Das Auge schmeckt Stollwerck. Die Bildsprache einer »Weltmarke« zwischen Imperialismus und Globalisierung*, in: WerkstattGeschichte 45, 2007, S. 13–32.

40 Sebastian Conrad, *Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich*, Verlag C. H. Beck, München 2006, geb., 445 S., 39,90 €.

polnischen Arbeitsmigranten im deutschen Kaiserreich und diskutiert einerseits die aggressive Germanisierungspolitik der Regierung ihnen gegenüber und andererseits den Diskurs um eine angeblich zu befürchtende Polonisierung Deutschlands. Die östliche Grenze des Kaiserreichs ist für ihn somit ein zentraler Ort der Konstruktion der deutschen Nation. Conrad plädiert dafür, sowohl den öffentlichen Diskurs als auch die rechtlichen und sozialen Praktiken der deutschen Regierung gegenüber den polnischen Arbeitern in den preußischen Ostgebieten als eine innere Kolonisation zu beschreiben. Ein wichtiges Element sei die Unterschichtung der deutschen Arbeiter durch die polnischen Immigranten, die dadurch eine »höhere Kulturstufe« erreichen könnten, andererseits habe man im Sinne einer Kulturmission so auf eine Zivilisierung der polnischen Arbeiter selbst hingearbeitet. Gleichzeitig seien die ethnische Differenz und die Angst vor einer Vermischung mit den Polen immer stärker betont worden. Alles dies seien koloniale Phänomene, die nach Conrad nur im Kontext einer zunehmenden Globalisierung des Kaiserreichs verstanden werden könnten. Allerdings handelt es sich dabei um Erscheinungen, die eigentlich jede Form von Migration begleiten, weswegen seine Argumentation hier nicht völlig überzeugt. Besonders interessant ist Conrads viertes Kapitel, das die Diskurse über eine mögliche Einwanderung von chinesischen Arbeitern sowohl in die Metropole als auch in die deutschen Kolonien analysiert. Diese Diskussion blieb jedoch hypothetisch, da es sich um eine Einwanderung handelte, die – außer in sehr begrenztem Umfang in den pazifischen Kolonien – nie stattfand. Er zeigt hier, dass einerseits die Globalisierung und Austauschbarkeit von Arbeit auch in Deutschland zunehmend als normal empfunden wurde, dass andererseits aber eine mögliche Immigration von Chinesen als Bedrohung der eigenen Kultur durch die »gelbe Gefahr« wahrgenommen und »hysterisch« diskutiert wurde. Dies beweist nach Conrad, in welchem Maße in der Zeit des Kaiserreichs die Vorstellung von der Nation mit globalen Prozessen verbunden wurde. Diese Perspektive auf das Kaiserreich hätte man vielleicht noch etwas stärker in Beziehung zur Politik des britischen Empire setzen können, das *indentured workers* im großen Stil über den ganzen Erdball verschifft. In der kamen nach Ostafrika, Südafrika und in die Karibik, Chinesen nach Südafrika, Australien und in zahlreiche andere Kolonien. Man könnte die »Chinesenpolitik« so auch als missglückte Nachahmungsversuche des Kaiserreichs interpretieren, dem daran lag, seine Weltläufigkeit und Weltgeltung unter Beweis zu stellen. Die deutschen Kolonien spielen bei Conrad generell keine große Rolle. Hier wäre es wohl möglich gewesen, einige der aufgestellten Thesen noch stärker zu unterfüttern, da gerade die Auseinandersetzung um die deutsche Nation in vieler Hinsicht im Rassendiskurs in den Kolonien und an den Kolonialgrenzen geführt wurde – nicht nur in Abgrenzung von der indigenen Bevölkerung, sondern auch in Abgrenzung von anderen europäischen Kolonialmächten. Auch wenn Conrads Buch von mancher Seite kritisch beurteilt wurde und die Auswahl seiner Themenfelder nicht vollständig überzeugen kann, ist ihm ein wirklich faszinierender, neuer Blick auf das Kaiserreich gelungen, der weitere Debatten auslösen wird.

Dirk van Laak hat sich in seinen Forschungen ebenfalls seit langem mit transnationalen Entwicklungen beschäftigt, so in seiner Arbeit zu imperialer Infrastruktur in Afrika, die sich mit europäischen Planungen und Herrschaftsvorstellungen in Afrika im Zeitraum von 1890 bis 1960 befasst.⁴¹ In seinem neuen Buch über den deutschen Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert, das als eine knappe Zusammenfassung in der »Beck'schen Reihe« erschienen ist⁴², widmet er sich dem deutschen »Weltaneignungswillen« nicht nur während der Phase der formalen Kolonisation bzw. der Epoche des Hochimperialis-

41 Dirk van Laak, *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas*, Paderborn 2004.

42 Ders., *Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert* (Beck'sche Reihe), Verlag C. H. Beck, München 2005, 229. S., kart., 14,90 €.

mus, sondern auch während der kleineren Kolonialisierungsversuche seit Beginn des 19. Jahrhunderts, in der Zeit des Kolonialrevisionismus in der Weimarer Republik, in der Phase des extremen Expansionsstrebens im Nationalsozialismus, um schließlich beim »Neokolonialismus« in Afrika in der Nachkriegszeit zu enden. Van Laak geht es vor allem darum, bestimmte Denkmuster des Imperialismus über verschiedene Epochen zu verfolgen und anhand unterschiedlichster Themen zu analysieren, so z. B. am deutschen Engagement in China in den 1860er- und 1870er-Jahren, an der Bagdadbahnpolitik des Kaiserreichs oder anhand der vielfältigen kolonialrevisionistischen Bewegungen. Das deutsche Expansionsstreben während des Nationalsozialismus interpretiert er ebenfalls als eine Form der »Weltaneignung« und deutet dieses infolgedessen als die extremste Ausprägung des expansiven und imperialistischen Denkens in Deutschland. Die Zeit nach 1945 charakterisiert er als Übergang vom »nehmenden zum gebenden Imperialismus«. Dabei rekurriert er auf die bundesdeutsche Haltung, die Entwicklung Afrikas in den 1950er-Jahren als gemeinsamen europäischen Auftrag zu definieren, um sich so neben den anderen europäischen (Noch-)Kolonialmächten an den neuen Formen der geopolitischen Einflussnahme zu beteiligen.⁴³ Dabei bleibt sein Imperialismusbegriff zwangsläufig sehr weit gefasst, um die doch sehr verschiedenen Phänomene überhaupt darunter vereinen zu können. Ökonomische Aspekte werden dagegen im ganzen Buch weitgehend ausgeblendet, obwohl diese für das Verständnis imperialer Politik oftmals zentrale Faktoren darstellen. Van Laak versteht Imperialismus vielmehr als »herrschaftlichen Versuch einer ›Weltaneignung‹, der das Eigene möglichst vorteilhaft mit dem Fremden in Beziehung zu setzen versucht und dabei die eigene Überlegenheit ausspielt.«⁴⁴ Gerade bei der Analyse der Nachkriegszeit bleibt es fraglich, inwiefern hier diese Imperialismus-Definition zum besseren Verständnis der vielfältigen Verflechtungen zwischen Europa und Ländern der sogenannten Dritten Welt beitragen kann. Interessant ist z. B. auch van Laaks Versuch einer Kategorisierung der verschiedenen Methoden der Weltaneignung in der Zeit um 1900, die er in vier Idealtypen aufteilt: den des Technikers, der eine gemeinsame Weltzivilisation der europäischen Länder anstrebt, des Ökonomen, der eine friedliche marktwirtschaftliche Expansion verfolgt, des Politikers, dem es um eine politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung Deutschlands gegenüber anderen Imperialmächten geht, der diese auch erkämpfen will, und des Geografen, der ein Gleichgewicht der europäischen Imperialmächte und ihrer Großräume anstrebt. Allerdings wird diese Kategorisierung dann kaum weiter verfolgt. So finden sich in dem Buch immer wieder hochinteressante Überlegungen zur imperialistischen Ideologie und Praxis, die sich dem Leser in vielfältigen Perspektiven präsentieren, die aber zu keiner durchgehenden Analyse verknüpft werden. Dirk van Laak hat insgesamt ein sehr anregendes Buch geschrieben, das zahlreiche Fragen aufwirft, das aber in der knappen Analyse der Einzelphänomene nicht immer überzeugen kann.

IV. RASSISMUS UND NATIONALISMUS IM KOLONIALEN KONTEXT

Imperiale Weltaneignungspläne waren in Deutschland eng mit einem übersteigerten Nationalismus und fast immer mit ausgeprägten rassistischen Vorstellungen verbunden. Zum Nationalismus im Kaiserreich gibt es mittlerweile eine fast unübersehbare Fülle an Forschungsliteratur, die sich mit den unterschiedlichen Erscheinungsformen des Natio-

43 *Véronique Dimier* betont hingegen den Druck durch Frankreich auf Deutschland, um die eigene koloniale Last auf europäische Schultern zu verteilen – vgl. ihren Beitrag in diesem Band.

44 Ähnlich in seinem Buch »Imperiale Infrastruktur«: »Imperialismus wird so *auch* zu einem Teilaspekt der technisch induzierten Globalisierung«, vgl. *van Laak*, *Infrastruktur*, S. 43; vgl. zur Definition *van Laak*, *Über alles in der Welt*, S. 12.

nalismus, den verschiedenen nationalistischen Verbänden in der Phase des Kaiserreichs und mit deren gesellschaftlicher Bedeutung auseinandersetzt.⁴⁵ Auch die Rassismusforschung ist mittlerweile ein hoch ausdifferenziertes, riesiges Forschungsfeld, das sich kaum noch überblicken lässt.⁴⁶ In den letzten Jahren sind nun einige Studien entstanden, die beide Forschungsschwerpunkte verbinden und auch explizit den kolonialen Kontext in ihre Überlegungen einbeziehen. Hier ist vor allem Christian Geulens Studie zu nennen, die sich mit dem Rassendiskurs unter anderem im Zusammenhang mit imperialer Weltordnung und Kolonialismus auseinandersetzt.⁴⁷

Rassismus und Nationalismus in der Zeit des Kaiserreichs behandeln auch zwei neue Arbeiten der letzten beiden Jahre aus ganz unterschiedlichen Blickwinkeln. Peter Walkenhorst konzentriert sich in seiner Untersuchung auf die Vorstellungswelt und politische Praxis verschiedener radikalnationaler Verbände des Kaiserreichs zwischen 1890 und 1914.⁴⁸ Obwohl zum radikalen Nationalismus im Kaiserreich und seiner gesellschaftlichen Bedeutung bereits eine reiche Literatur vorliegt⁴⁹, erlaubt Walkenhorsts Studie zahlreiche neue Einblicke. In seiner Untersuchung dominiert der Alldeutsche Verband, dennoch werden ebenso die Vorstellungswelten der Deutschen Kolonialgesellschaft, des Verbands für Deutschtum im Ausland, des Flottenvereins und des Ostmarkenvereins in die Analyse einbezogen. Der neueren Forschung folgend versteht Walkenhorst Nationalismus als ein kulturelles Konstrukt, das stets historischem Wandel unterliegt. Dem Autor geht es vor allem darum, die für den radikalen Nationalismus konstitutiven Deutungsmuster zu entschlüsseln. Im ersten Abschnitt seiner Untersuchung widmet er sich der Entstehung des radikalen Nationalismus in Deutschland und beschreibt dessen Funktionswandel in den 1880er- und 1890er-Jahren. Walkenhorst zeigt, wie imperialistische Expansion, Kolonialbegeisterung, Diskurse um ein nicht länger nur nationalstaatlich verortetes »völkisches« und kulturelles Deutschtum sowie der gesellschaftliche und politische Wandel in den 1890er-Jahren zur Formierung der radikalnationalen Vereinigungen führten.

Sein zweites Kapitel beschäftigt sich mit radikalnationalen Vorstellungen und Kategorisierungen der Begriffe Nation, Volk und Rasse. Er analysiert, wie sich Nation und Volk, oft synonym verwendet, zum wichtigsten Deutungsmuster der Radikalnationalen entwickelten. Man sah eine homogene deutsche Volksgemeinschaft als das Ziel der Bemühungen und grenzte diese Idee vom realen deutschen Staat ab, in dem »Millionen von Fremden« lebten (vor allem Polen, Juden, Dänen), die nach nationalistischer Definition nicht zum deutschen Volk gehören konnten. Diese Deutungsmuster einer völkischen Gemeinschaft verbanden sich mit rassistischen und biologistischen Vorstellungen, die Ende des

45 Vgl. z. B. Rolf-Ulrich Kunze, *Nation und Nationalismus*, Darmstadt 2005; Jörg Echternkamp/Sven Oliver Müller (Hrsg.), *Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760–1960*, München 2002; oder den älteren Forschungsüberblick bei Dieter Langewiesche, *Nation, Nationalismus, Nationalstaat. Forschungsstand und Forschungsperspektiven*, in: NPL 40, 1995, S. 593–617.

46 Vgl. z. B. Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein, *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*, Hamburg 1990; George L. Mosse, *Geschichte des Rassismus in Europa*, Frankfurt/Main 1990; Mark Terkessidis, *Psychologie des Rassismus*, Opladen 1998; Nora Räthzel (Hrsg.), *Theorien über Rassismus*, Hamburg 2000; vgl. als Literaturüberblick Wulf D. Hund, *Der Weißheit letzter Schluss. Neue Studien zur Rassismusforschung*, in: AfS 44, 2004, S. 580–605.

47 Christian Geulen, *Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*, Hamburg 2004, insb. S. 309–367; vgl. auch ders., *Geschichte des Rassismus*, München 2007.

48 Peter Walkenhorst, *Nation – Volk – Rasse. Radikaler Nationalismus im Deutschen Kaiserreich 1890 – 1914*, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 400 S., kart., 49,90 €.

49 Vgl. zu den radikalnationalen Verbänden z. B. Roger Chickering, *We Men Who Feel Most German. A Cultural Study of the Pan-German League 1886–1914*, Boston 1984; Geoff Eley, *Reshaping the German Right, Radical Nationalism and Political Change after Bismarck*, London 1980.

19. Jahrhunderts in allen europäischen Staaten eine Hochkonjunktur erlebten und die radikalnationalen Auffassungen so mit modernen »wissenschaftlichen« Ansätzen zu untermauern schienen. Sehr gelungen ist dabei Walkenhorsts Analyse der Entstehung des Staatsangehörigkeitsgesetzes von 1913. Hier zeigt er exemplarisch, wie nationale Vorstellungen die politische Praxis in erheblichem Maße beeinflussen konnten. Die radikalnationalen Verbände betrieben seit Mitte der 1890er-Jahre eine Änderung des geltenden Rechts. Die deutsche Kolonialgesellschaft und der Verein für Deutschtum im Ausland wollten vor allem den Verlust der Staatsangehörigkeit nach zehnjährigem Auslandsaufenthalt abschaffen, die Alldeutschen setzten sich zusätzlich für eine Erschwerung der Einbürgerung von Ausländern ein und strebten eine rein über Abstammung definierte Staatsangehörigkeit an. Nach langem Zögern der Regierung wurde schließlich 1913 ein neues Staatsangehörigkeitsrecht implementiert, das die wesentlichen Forderungen der Radikalnationalen aufnahm, die inzwischen einen breiten Konsens in der Gesellschaft erreicht hatten. Walkenhorst legt weiterhin dar, wie sehr für die radikalnationalen Vereine territoriale Expansion als Voraussetzung galt für das »Überleben des deutschen Volkes im imperialistischen Daseinskampf« mit den drei anderen Imperialmächten England, Russland und den Vereinigten Staaten. Da sich die deutschen überseeischen Gebiete kaum als Siedlungskolonien eigneten, sei die deutsche Kolonialpolitik gerade von den Alldeutschen zunehmend als Problem empfunden worden, insbesondere nach dem Scheitern der deutschen Südafrikapolitik und der Bestätigung der britischen Vorherrschaft. Die Zielrichtung der Expansion richtete sich nach einem weiteren Scheitern deutscher Pläne in Marokko auf Mittel- und Osteuropa und fokussierte auf eine radikale, zum Krieg entschlossene Rüstungspolitik. Weltmachtpolitik sollte nun letztlich mit militärischen Mitteln durchgesetzt werden. Walkenhorst analysiert, wie diese expansionistischen Vorstellungen Hand in Hand gingen mit einer Exklusionspolitik im Innern: Ethnische Minderheiten wurden als Bedrohung des Deutschtums empfunden und sollten von der angestrebten rein deutschen Volksgemeinschaft ausgeschlossen werden.⁵⁰ Gleichzeitig setzte sich vor allem in der jüngeren Generation der Radikalnationalen ein wachsender Rassenantisemitismus durch, der gegen den »jüdischen Feind im Innern« vorgehen wollte.

In seinem Fazit weist Walkenhorst zu Recht darauf hin, dass der Einfluss der radikalnationalen Ideologie auf die Regierungspolitik relativ gering blieb, dass sich aber ihre Vorstellungswelt als extrem einflussreich für die politische Kultur des Kaiserreichs erwies. Interessant ist seine knappe Einordnung des radikalen Nationalismus im internationalen Vergleich, die man sich im Gegensatz zu anderen Kapiteln ausführlicher gewünscht hätte. Hier kann er zeigen, dass der deutsche Radikalnationalismus weit weniger als der englische parteipolitisch eingebunden war, während wiederum der französische des expansiven Dranges des deutschen entbehrte, und resümiert, dass sich die Bewegungen dennoch in vielen Punkten glichen.

Eine andere Zielrichtung verfolgt Frank Oliver Sobich in seiner ideologiegeschichtlichen Studie über Rassismus und Antisozialismus im Kaiserreich.⁵¹ Sobich geht der Frage nach der Rezeption des Herero-und-Nama-Kriegs 1904–1908 im Kaiserreich nach. Er analysiert insbesondere den Reichstagswahlkampf von 1906/1907 zu den sogenannten Hottentotten-Wahlen im Januar 1907, die von der Diskussion um die Kriege in Deutsch-Südwestafrika und um das Vorgehen des deutschen Militärs gegen die indigene Bevölkerung geprägt waren. Die Diskurse werden einerseits als Vorgeschichte der »Schwarze-Schmach«-Kampagne gegen die afrikanischen Besatzungssoldaten im Ruhrgebiet 1919

50 Die von Sebastian Conrad dargelegte Verknüpfung von Polenpolitik und Kolonialpolitik nimmt Walkenhorst allerdings in seiner Argumentation nicht auf.

51 *Frank Oliver Sobich*, »Schwarze Bestien, rote Gefahr«. Rassismus und Antisozialismus im deutschen Kaiserreich (Campus-Forschung, Bd. 909), Campus-Verlag, Frankfurt/Main/New York 2006, 424 S., kart., 45,00 €.

eingeorde net, andererseits eng mit der Entwicklung des deutschen Sozialismus verknüpft und als Etappe des Nationalisierungsprozesses der Arbeiterbewegung interpretiert. Als etwas problematisch erweisen sich seine methodischen Überlegungen: Nationalismus interpretiert er als Gemeinschaftsgefühl und staatsbildende Integrationsideologie und geht zu wenig auf die Konstruktivität von Nationalismen ein. Er nimmt zudem für sich in Anspruch, eine implizit geschlechtergeschichtliche Fragestellung zu betreiben, doch eine Auseinandersetzung mit den einschlägigen Veröffentlichungen zu Geschlecht und Kolonialismus sucht man in seiner Studie vergebens.⁵²

Zunächst referiert der Autor kurz die mittlerweile sehr gut erforschte Geschichte des Herero-und-Nama-Kriegs in Deutsch-Südwestafrika, um dann auf die Rezeption im Reichstag und in verschiedenen Presseorganen, besonders in der kritischen sozialdemokratischen Presse, einzugehen. Im folgenden Kapitel hebt Sobich darauf ab, dass das Bild des Schwarzen seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer stärker abgewertet und im Diskurs um den Herero-und-Nama-Krieg endgültig bestialisiert worden sei. Allerdings übersieht er, dass zur selben Zeit auch in den englischen Siedlerkolonien Afrikas die *Black Peril*-Diskussion stark an Bedeutung gewann und dass biologistische Rassenvorstellungen in ganz Europa enorm an Popularität gewannen.⁵³ Hierbei handelte es sich also keineswegs um eine nur an den Herero-und-Nama-Krieg gebundene Wahrnehmungsverschiebung, sondern um eine vielschichtiger, komplexere Entwicklung, zu deren Gründen auch die zunehmend prekäre Situation der weißen Siedler in den schwarzafrikanischen Kolonien gehörte. Die in dieser Hinsicht sehr überzeugende Analyse von Dane Kennedy über Siedlerkulturen in Britisch-Afrika bezieht Sobich in seine Überlegungen nicht mit ein.⁵⁴ Auch die direkte Verbindungslinie, die er zur »Schwarze-Schmach«-Kampagne gegen die afrikanischen Besatzungssoldaten im Ruhrgebiet von 1919 zieht, vermag nicht ganz zu überzeugen.

Nach einem Exkurs, der ihn bis zur Französischen Revolution zurückführt, um die Verquickungen von Rassismus und Antisozialismus genauer zu analysieren, widmet er sich der Diskussion seiner zweiten These, die die Wahlen 1907 als Nationalisierungsprozess der Arbeiterbewegung interpretiert. Die Sozialdemokratie habe sich unter dem Druck des Wahlkampfes nicht eindeutig genug gegen den Krieg in der Kolonie gestellt, sondern versucht, ebenfalls patriotisch zu argumentieren und das Recht auf Selbstverteidigung der deutschen Siedler zu unterstützen. Sobich referiert hier nochmals ausführlich die Kritik an der Kolonialpolitik im Reichstag, die schließlich zur Verweigerung des Nachtrags Haushalts für die Kolonien, zur Auflösung des Reichstags und zu den Neuwahlen im Januar 1907 führte, und glaubt eine langfristige Strategie Bülow's identifizieren zu können. Interessant sind seine Analysen der Wahlkampfmaterialien, mit denen die konservativen und liberalen Parteien versuchten, die Sozialdemokraten als Kolonialkritiker und Vaterlandsverräter zu diskreditieren. Dem schließt sich eine genaue Untersuchung der sozialdemokratischen Argumente an, die einerseits Kritik an der Kolonialpolitik übten, andererseits einen alternativen Patriotismus propagierten. Auch wenn Sobich hier interessante Einzelanalysen vorlegt, vermag seine Verknüpfung der Argumentation von Rassismus

52 Vgl. z. B. *Frances Gouda*, Das »unterlegene« Geschlecht der »überlegene« Rasse. Kolonialgeschichte und Geschlechterverhältnisse, in: *Hanna Schissler* (Hrsg.), *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*, Frankfurt/Main/New York 1993, S. 185–203; *Anne McClintock*, *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, London/New York 1995; *Stoler*, *Carnal Knowledge*.

53 Vgl. z. B. *Gareth Cornwell*, George Webb Hardy's »The Black Peril« and the social meaning of »Black Peril« in early twentieth-century Africa, in: *Journal of Southern African Studies* 22, 1996, S. 441–453; vgl. zum wachsenden Rassismus *Geulen*, *Wahlverwandtschaften*.

54 *Dane Kennedy*, *Islands of White. Settler Society and Culture in Kenya and Southern Rhodesia 1890–1939*, Durham 1987.

und Antisozialismus durch die ständigen Themenwechsel und die Einbeziehung einer Überfülle von Themen letztlich nicht zu überzeugen. Es stellt sich zudem die Frage, ob man das Spezifische des deutschen Nationalismus, Rassismus und Antisozialismus ohne eine vergleichende Betrachtung oder zumindest Einordnung der Phänomene in den europäischen Kontext tatsächlich sinnvoll klären kann.

V. DIE DEUTSCHEN KOLONIEN: KRIEG UND GENOZID, NEUE FORSCHUNGSGEBIETE

Zu einem weiteren zentralen Feld der deutschen Kolonialismusforschung hat sich in den letzten Jahren die Auseinandersetzung mit den kolonialen Kriegen und insbesondere mit dem Herero-und-Nama-Krieg in Deutsch-Südwestafrika während der Jahre 1904–1908 entwickelt. Die verstärkte Aufmerksamkeit in der Forschung hat, wie schon erwähnt, sicherlich mit dem Jahrestag des Kriegsbeginns im Jahr 2004 zu tun, der auch publizistisch große Aufmerksamkeit fand. Das Thema wurde in den letzten Jahren vor allem durch Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller aufgegriffen.⁵⁵ Besonders Jürgen Zimmerer lenkte mit einigen Veröffentlichungen die Aufmerksamkeit auf den Genozid in Deutsch-Südwestafrika und betonte Kontinuitäten zwischen der deutschen Herrschaft in der südwestafrikanischen Kolonie und den Herrschaftsformen des Nationalsozialismus.⁵⁶ Andere Forscher widersprechen eher dieser Betonung der Kontinuität⁵⁷ oder verweisen darauf, dass ein Vergleich der deutschen Kolonialkriege mit den Kriegen anderer europäischer Kolonialherren mehr Erkenntnisgewinn versprache.⁵⁸

Eines der wichtigsten und anregendsten Bücher zu diesem Thema hat Isabel Hull mit ihrer viel beachteten Studie »Absolute Destruction« vorgelegt, in der sie die deutschen Kolonialkriege an den Anfang ihrer Argumentation über die Besonderheit deutscher Militärkultur stellt und letztlich zu einer Neuinterpretation der Sonderwegsthese ansetzt.⁵⁹ Hull verneint zunächst, dass die »kleinen Kriege« einen ganz anderen Charakter gehabt hätten als der große europäische Konflikt des Ersten Weltkriegs. Sie betont vielmehr, dass gerade das deutsche Militär in den Kolonialkriegen Konzepte und Techniken der Krieg-

55 Jürgen Zimmerer, *Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia*, Münster etc. 2002; Jürgen Zimmerer/Joachim Zeller (Hrsg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika*, Berlin 2003; Andreas Heinrich Bühler, *Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904–1913*, Frankfurt/Main 2003; Tilman Dederling, *War and Mobility in the Borderlands of South Western Africa in the Early Twentieth Century*, in: *International Journal of African Historical Studies* 39, 2006, S. 275–294; Jon M. Bridgeman/Leslie J. Worley, *Genocide of the Hereros*, in: Samuel Totten u. a. (Hrsg.), *Century of Genocide. Eyewitness Accounts and Critical Views*, New York/London 1997, S. 3–40. Vgl. allgemein als neuere Literatur zu Kolonialkriegen Thoralf Klein/Frank Schumacher (Hrsg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg 2006.

56 Vgl. z. B. Jürgen Zimmerer, *The Birth of the ›Ostland‹ out of the Spirit of Colonialism. A Post-colonial Perspective on Nazi Policy of Conquest and Extermination*, in: *Patterns of Prejudice* 39, 2005, S. 197–219.

57 Vgl. als neuesten Beitrag Robert Gerwarth/Stephan Malinowski, *Der Holocaust als »kolonialer Genozid«? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg*, in: *GG* 33, 2007, S. 439–466; vgl. auch Birthe Kundrus, *Kontinuitäten, Parallelen, Rezeptionen. Überlegungen zur »Kolonialisierung« des NS*, in: *WerkstattGeschichte* 43, 2006, S. 45–62; dies., *Die Grenzen der Gleichsetzung. Kolonialverbrechen und Vernichtungspolitik*, in: *Informationszentrum 3. Welt* 275, 2004, S. 30–33.

58 Vgl. z. B. Dierk Walter, *Warum Kolonialkrieg?*, in: Klein/Schumacher, *Kolonialkriege*, S. 14–43.

59 Isabel V. Hull, *Absolute destruction. Military culture and the practices of war in Imperial Germany*, Cornell University Press, Ithaca, NY etc. 2006, 384 S., kart., \$ 45,00.

führung ausprobierte und für den Kampf in Europa weiterentwickelte. Dabei operiert sie mit dem aus der Kulturtheorie und Soziologie abgeleiteten Begriff einer *military culture*, die sich ihrer Ansicht nach in Deutschland bereits im französischen Krieg von 1870/71 herausbildete und in den Kolonialkriegen bis 1914 weiter geprägt wurde. Für diese deutsche *military culture* sei kennzeichnend gewesen, dass sich ein totaler militärischer Sieg und eine Vernichtung des Gegners zur alternativlosen Militärstrategie entwickelt habe, was destruktive Praktiken begünstigte.

Da das Kaiserreich zwischen 1871 und 1914 nur in kolonialen Territorien militärische Auseinandersetzungen führte, unterzieht Hull diese Kriege einer profunden Analyse, die sich für die Geschichtsschreibung zum deutschen Kolonialismus als höchst anregend erweist. Im ersten Teil ihres Buches zeigt sie zunächst anhand einer genauen Untersuchung des Herero-und-Nama-Kriegs unter Führung des Generalleutnants Lothar von Trotha in Deutsch-Südwestafrika, wie sehr sich im deutschen Militär ein Kult der Offensive durchgesetzt hatte, der jede defensive Taktik ablehnte, eine zunehmende Verrohung des Militärs begünstigte und der schließlich in Form einer institutionellen Radikalisierung zum Genozid an den Hereros führte. Am Umgang mit Gefangenen verdeutlicht sie, inwiefern das eigentlich den ökonomischen Interessen der Kolonie zuwiderlaufende Lagersystem in Deutsch-Südwestafrika vor allem einer militärischen Argumentation geschuldet war. Der in vielerlei Hinsicht dysfunktionale Extremismus in Deutsch-Südwestafrika, argumentiert Hull, sei keineswegs von Deutschland aus geplant worden, sondern habe sich aus Erwartungshaltungen des Generalstabs, der Prägung des deutschen Offiziercorps und aus militärtaktischen Überlegungen vor Ort entwickelt. Die Entstehung der deutschen Militärkultur wird in einem weiteren Kapitel behandelt. Ihre Begründung für die Dysfunktionalität des deutschen Militärs ist nicht neu: Sie betont den besonderen Platz der Armee sowohl in der Verfassung als auch in der Gesellschaft des Kaiserreichs und benennt die fehlende zivile Kontrolle der militärischen Institutionen als entscheidendes Problem der deutschen Situation.

Dann widmet sie sich einer systematischen Analyse der deutschen Kolonialkriege. Das Hauptproblem aller europäischen Armeen in den Kolonien, so Hull, liege in der Planung: Meist kamen die Europäer mit ehrgeizigen Zielen, aber geringer Vorbereitung in die Kolonien; das so erzeugte administrative Chaos führte fast immer zu einer mangelhaften Versorgung der Truppen. Dies galt umso mehr für Deutschland, das über keine reguläre Kolonialarmee verfügte. Das mangelhafte Training und die Versorgungsprobleme sollten im Selbstverständnis des deutschen Militärs durch Selbstdisziplin und eisernen Willen überwunden werden, was eine Radikalisierung der Kriegführung stark begünstigt habe. Dazu gehörte die extreme Grausamkeit gegenüber den Kriegsgegnern, Gefangene wurden in China wie auch in Südwest- und Ostafrika meist getötet. Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika entwickelte sich darüber hinaus zu einem »totalen Krieg«, der die Lebensgrundlage der Zivilbevölkerung durch eine Vernichtung von Feldern und Lebensmitteln auf Jahre hinaus zerstörte, obwohl ein Massentod der Einwohner ursprünglich kein Ziel der Politik gewesen war – so Hulls Resümee dieser institutionellen Radikalisierung. Bei dem Vergleich des deutschen Herero-und-Nama-Kriegs mit dem südafrikanischen Krieg, den die Briten ebenfalls mit großer Brutalität gegen die ihnen zahlenmäßig weit unterlegenen Buren führten, kommt Hull zu dem Schluss, dass sich zwar viele Praktiken glichen, sieht aber einen entscheidenden Unterschied in der Kontrolle des Kriegs durch zivile Organe. Im Gegensatz zum Herero-und-Nama-Krieg sei das extreme Verhalten des britischen Militärs durch zivile Kontrolle gestoppt und verurteilt worden. Die auch in Deutschland z. T. scharfe öffentliche Kritik am Vorgehen des Militärs in Südwestafrika, die besonders im Reichstag laut wurde, wird von ihr aber weitgehend übersehen.

In ihrem dritten großen Kapitel analysiert sie schließlich das Vorgehen des deutschen Generalstabs im Ersten Weltkrieg, bei dem sie zahlreiche der vorher beschriebenen Muster

einer deutschen *military culture* wieder findet. Auch hier sei es zu einer zunehmenden Radikalisierung militärischer Gewalt gekommen, obwohl diese Tendenzen sich in vieler Hinsicht als völlig kontraproduktiv erwiesen. Ein totaler militärischer Sieg wurde – wie in den Kolonien – zum eigentlichen Kriegsziel. Schließlich entwickelte sich auch im Ersten Weltkrieg ein destruktiver Extremismus, der den Generalstab dazu trieb, eher Deutschlands Vernichtung im »Endkampf« hinzunehmen als sich zu ergeben. Auch wenn Isabel Hulls Schlussfolgerungen nicht unbedingt überraschend sind und ihrer These einer von ziviler Seite un widersprochenen *military culture* in Deutschland manches entgegengehalten werden kann, so besticht ihre glänzend geschriebene, sich auf eine Fülle von archivalischen Quellen und zeitgenössischen Materialien stützende Arbeit durch eine wirklich profunde Analyse der deutschen militärischen Tradition. Gerade für die Kolonialgeschichtsschreibung liefern ihre detaillierten Analysen der deutschen Kolonialkriege und ihr höchst instruktiver Vergleich mit dem südafrikanischen Krieg neue und aufschlussreiche Ansätze, die noch viele historische Arbeiten anregen werden.

Der in der Forschung gegenüber dem Vernichtungskrieg in Deutsch-Südwestafrika in den Hintergrund getretene Maji-Maji-Krieg in Ostafrika, der von der indigenen Bevölkerung ca. 300.000 Todesopfer forderte, wurde mittlerweile in einem von Felicitas Becker und Jigal Beez herausgegebenen Band sowie in einer Monografie von Jigal Beez genauer untersucht.⁶⁰ Auch der Erste Weltkrieg in Ostafrika, bei dem die Bevölkerung unter horrenden Verlusten zu leiden hatte, entwickelt sich zunehmend zum Gegenstand der Forschung. In diesem Zusammenhang ist nun in der Reihe »Schlaglichter der Kolonialgeschichte« des Berliner Ch. Links Verlags – die sich eher an ein breiteres Publikum wendet und in der auch der Band zum Maji-Maji-Krieg herausgekommen ist – eine Biografie zu Paul von Lettow-Vorbeck erschienen. Dieser wurde durch seinen Feldzug in Deutsch-Ostafrika im Ersten Weltkrieg zu einem militärischen Mythos, den zu entlarven sich der Autor Schulte-Varendorff zur Aufgabe gemacht hat.⁶¹ In der gut recherchierten, reich bebilderten Biografie wird zunächst sehr knapp der Weg Lettow-Vorbecks von seiner Herkunft aus einer preußischen Offiziersfamilie über seine militärische Ausbildung und seine Offizierskarriere geschildert, die ihn zur Niederschlagung des Boxeraufstandes nach China und in den Herero- und Nama-Krieg in Deutsch-Südwestafrika führte. Deutlich arbeitet der Autor hier bereits Lettow-Vorbecks Einstellung zur kolonialen Kriegsführung heraus, die das Vorgehen General von Trothas im Vernichtungskrieg gegen die Herero eindeutig billigte, und zeigt seine extrem rassistische Haltung gegenüber der indigenen Bevölkerung. Im Teil über den Ersten Weltkrieg in Deutsch-Ostafrika kann Schulte-Varendorff zeigen, wie sehr die Überlieferung, Lettow-Vorbeck habe mit Hilfe seiner treuen Askaris und mit Unterstützung der indigenen Bevölkerung jahrelang tapfer den übermächtigen Alliierten standgehalten, ein zum großen Teil selbst kreierter Mythos war. Lettow-Vorbeck widersetzte sich vielmehr zunächst dem amtierenden Gouverneur Heinrich Schnee, der eigentlich einen Krieg vermeiden wollte, und führte dann mit zunehmender Grausamkeit gegenüber der Bevölkerung eine Art Guerillakrieg gegen die alliierten Verbände. Seine Truppen beschlagnahmten stets alle Nahrungsmittel und hinterließen meist nur verbrannte Erde; Träger für seine Truppen wurden mit äußerster Brutalität rekrutiert. Durch seine Kampfaktionen, die ihn schließlich bis in die portugiesische Kolonie Moçambique führten, konnte er zwar einige alliierte Truppen binden, dies hatte aber im Gegensatz zu seiner Selbsteinschätzung für den Krieg in Europa praktisch keine

60 Felicitas Becker/Jigal Beez (Hrsg.), Der Maji-Maji Krieg in Deutsch-Ostafrika 1905–1907, Berlin 2005; Jigal Beez, Geschosse zu Wassertropfen. Sozio-religiöse Aspekte des Maji-Maji-Krieges in Deutsch-Ostafrika (1905–1907), Köln 2003.

61 Uwe Schulte-Varendorff, Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck – Mythos und Wirklichkeit, Ch. Links Verlag, Berlin 2006, 217 S., kart., 22,90 €; vgl. zu diesem Thema auch Maß, Weiße Helden, S. 40–46.

Bedeutung. Lettow-Vorbeck ergab sich erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in Europa und konnte so in den 1920er-Jahren zu einem gefeierten, »unbesiegten Helden« avancieren, der – selbst 1920 am Kapp-Lüttwitz-Putsch beteiligt – stets gegen die Weimarer Republik argumentierte und den Kolonialrevisionismus förderte. Unter den Nationalsozialisten setzte er seine kolonialrevisionistische Agitation fort. Der Autor stellt schließlich dar, wie Lettow-Vorbecks Mythos relativ ungebrochen in die Bundesrepublik transportiert wurde, und beschäftigt sich besonders mit der Erinnerungspolitik der Bundeswehr, die sich nur schwer von der Vorbildfunktion Lettow-Vorbecks distanzieren konnte. Seine Analysen wirken allerdings mitunter oberflächlich, insbesondere wenn er vieles damit zu erklären versucht, dass Lettow-Vorbeck ein typischer Militarist sei, dabei aber nicht klarmacht, was denn das Typische an Lettow-Vorbecks militärischer Karriere im Kaiserreich war, in welchen Punkten er sich heraushob und warum ausgerechnet er eine solche Vorbildfunktion einnehmen konnte.⁶² Auch das Verhältnis zwischen Lettow-Vorbecks Eigendarstellung als »Vater der Askaris« und der vom Autor benannten »Wirklichkeit«, in der er als rücksichtsloser Rassist identifiziert wird, der Afrikaner als »primitive Schwarze« einstuft, war sicherlich weit komplizierter und facettenreicher und ließe interessantere Interpretationen zu. Darauf hat Sandra Maß in ihrer Arbeit deutlich hingewiesen.⁶³ Insgesamt gelingt Schulte-Varendorff aber eine recht griffige Biografie, die Lettow-Vorbecks Leben kritisch beleuchtet und mit zahlreichen Mythen aufräumt.

Eine ganz andere Perspektive auf den Krieg in Deutsch-Ostafrika nimmt Marianne Bechhaus-Gerst's Studie ein, die ebenfalls im Links Verlag erschienen ist und das Leben des Afrikaners Mahjub bin Adam Mohamed beschreibt.⁶⁴ Dieser diente während des Ersten Weltkriegs als schwarzer Kindersoldat in der deutschen Truppe in Ostafrika und versuchte danach, sich eine Karriere in Deutschland aufzubauen. Er trat als Schauspieler auf und arbeitete als Sprachlehrer; unter dem nationalsozialistischen Regime wurde er schließlich nach einer Denunziation verhaftet und starb im Konzentrationslager Sachsenhausen. Weitere Aufschlüsse über Kriege und Militär im kolonialen Deutsch-Ostafrika versprechen zudem Michelle Moyds und Stephanie Michels Forschungen zu geben, die sich ausführlich mit der sozialen und kulturellen Geschichte der als Askari bezeichneten afrikanischen Soldaten in den deutschen Truppen in Ostafrika beschäftigen – und dies explizit aus Sicht der Afrikaner.⁶⁵

Generell ist die Geschichte Ostafrikas gegenüber der starken Konzentration auf Deutsch-Südwestafrika und dem Genozid an den Hereros in der deutschen Kolonialismusforschung etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Dennoch liegen zur Entwicklung Deutsch-Ostafrikas bereits einige wichtige Darstellungen aus den 1970er-Jahren vor, die sich vor allem mit der Durchsetzung kolonialer Herrschaft sowie mit Unterdrückung und Ausbeu-

62 Eine weitere Biografie zu Lettow-Vorbeck erscheint im Sommer 2008, die gerade hinsichtlich der militärischen Karriere Lettow-Vorbecks und seiner Verortung in der Gesellschaft des Kaiserreichs mehr Aufschluss verspricht, vgl. *Eckard Michels*, »Der Held von Deutsch-Ostafrika«. Paul von Lettow-Vorbeck. Ein preußischer Kolonialoffizier, Paderborn 2008.

63 Vgl. *Maß*, *Weißer Helden*, S. 34–46.

64 Vgl. z. B. *Marianne Bechhaus-Gerst*, *Treu bis in den Tod. Von Deutsch-Ostafrika nach Sachsenhausen – eine Lebensgeschichte*, Berlin 2007.

65 Vgl. bis jetzt *Michelle Moyd*, *All people were barbarians to the askari. Askari identity and honour in the Maji Maji war*, in: *James Giblin/Jamie Monson* (Hrsg.), *The Maji Maji War as Local Event and National Legacy*, London 2008 (im Erscheinen); *Stephanie Michels*, »Reichsadler und Giraffe« – Askari am Grab von Lettow-Vorbeck, in: *Marianne Bechhaus-Gerst/Sunna Gieseke* (Hrsg.), *Koloniale und postkoloniale Konstruktion von Afrika und Menschen afrikanischer Herkunft in der deutschen Alltagskultur*, Frankfurt/Main 2007, S. 315–338. Weitere Studien zum Thema der Askaris werden von beiden Wissenschaftlerinnen in Kürze vorgelegt; vgl. auch *Eric J. Mann*, *Mikono ya damu. »Hands of blood«. African mercenaries and the politics of conflict in German East Africa 1888–1804*, Frankfurt/Main 2002.

tung beschäftigen.⁶⁶ Auch zu dieser Kolonie sind in den letzten Jahren neue Arbeiten – vor allem von Afrika-Historikern – entstanden, die stärker kulturgeschichtliche Aspekte aufnehmen und die wie Michael Pesek in seiner Studie die deutsche Kolonialherrschaft stärker unter den Aspekten der Repräsentation und der symbolischen Politik analysieren. Das lokale Machtgefüge in der kolonialen Situation tritt bei ihm in den Vordergrund, die Interaktionen mit der indigenen Bevölkerung werden detailliert untersucht.⁶⁷

Philippa Söldenwagner nimmt in ihrem Buch einige dieser neuen kulturgeschichtlichen Ansätze auf und versucht, die Mentalitäten und kulturellen Praktiken der kleinen Gruppe der deutschen Siedler in Deutsch-Ostafrika in den Jahren 1900–1914 zu analysieren, einer Gruppe, die bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs lediglich ca. 600 Personen umfasste.⁶⁸ Sie befasst sich zunächst mit den deutschen Debatten über mögliche Siedlungen in Ostafrika und arbeitet dabei die beiden widerstreitenden Strategien über eine mögliche Erschließung des Landes heraus – zum einen die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas zu einer weißen Siedlerkolonie, zum anderen die Förderung der indigenen Landwirtschaft, um vor allem Produkte für den Export zu erzeugen, mit deren Hilfe die Kolonie stabile Gewinne erwirtschaften sollte. Letzteres wurde vor allem von Ökonomen vertreten, auch spätere Gouverneure wie Albrecht Freiherr von Rechenberg und Kolonialstaatssekretär Dernburg favorisierten eindeutig diese Richtung. Die deutsche Politik lavierte bis 1914 stets zwischen beiden Konzepten, was sich für die Entwicklung der Kolonie als problematisch erwies. Nach diesen Ausführungen beschreibt Söldenwagner die höchst heterogene Zusammensetzung der Siedlergruppe, bevor sie sich mit dem tatsächlichen Prozess des Landkaufs bzw. der Landaneignung beschäftigt, der meist von Gewalt gegenüber der indigenen Bevölkerung gekennzeichnet war. Als sehr aufschlussreich erweisen sich die folgenden Kapitel. Die Autorin zeigt zunächst, dass das Siedlerleben keineswegs den in Europa vorherrschenden Vorstellungen einer gutsherrlichen Lebensweise entsprach. Die meisten Siedler kämpften mit schwankenden Produktpreisen, schlechten Transportmöglichkeiten, Konkurrenz durch afrikanische Bauern und geringer Erfahrung im Plantagenanbau. Viele mussten am Existenzminimum leben, wohnten nicht in repräsentativen Steinhäusern, sondern in Hütten oder waren gezwungen, sich eher halblegale Nebenbeschäftigungen zu suchen wie bei der Rekrutierung indigener Arbeiter oder im Viehhandel. Die Kolonialverwaltung versuchte sogar, erfolglose, verarmte Siedler, die »wie Eingeborene lebten«, wieder nach Europa zu schicken, da sie das Prestige des weißen Mannes schädigten. In einem weiteren Kapitel widmet sich Söldenwagner den verschiedenen Formen afrikanisch-europäischen Kontaktes und betont besonders die verschiedenen Handlungsräume – »spaces of negotiation«, so auch ihr Buchtitel – die es zwischen Kolonisierenden und indigener Bevölkerung gab. Sie untersucht die Kulturkontakte in den Häusern, auf den Farmen, bei der Arbeiterrekrutierung sowie in sexuellen Beziehungen. Dabei werden die einzelnen Themen mitunter etwas cursorisch und lediglich auf der Grundlage weniger Quellen behandelt. Deutlich weist die Autorin allerdings auf die stets präsente Gewalt

66 Detlef Bald, *Deutsch-Ostafrika 1900–1914. Eine Studie über Verwaltung, Interessengruppen und wirtschaftliche Erschließung*, München 1970; Rainer Tetzlaff, *Koloniale Entwicklung und Ausbeutung: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Deutsch-Ostafrikas 1885–1914*, Berlin 1970; Iliffe, *Tanganyika*. Vgl. als neuere Arbeit Juhani Koponen, *Development for Exploitation. German Colonial Policies in Mainland Tanzania, 1884–1914*, Münster 1995.

67 Pesek, *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika*; Albert Wirz/Andreas Eckert/Katrin Bromber (Hrsg.), *Alles unter Kontrolle. Disziplinierungsprozesse im kolonialen Tansania 1850–1960*, Köln 2003; Jan-Georg Deutsch, *Celebrating power in everyday life: the administration of law and the public sphere in colonial Tanzania 1890–1914*, in: *Journal of African Cultural Studies* 15, 2002, S. 93–103.

68 Philippa Söldenwagner, *Spaces of Negotiation. European Settlement and Settlers in German East Africa 1900–1914*, Martin Meidenbauer Verlag, München 2007, 286 S., geb., 49,90 €.

der Siedler gegenüber der indigenen Bevölkerung und auf die in Ostafrika extrem ausgeprägte brutale Kultur des Prügelns mit der Nilpferdpeitsche hin. Im letzten Kapitel, das sich mit der Frage auseinandersetzt, ob sich innerhalb der wenig homogenen Siedlerschaft in Deutsch-Ostafrika überhaupt eine Form von Gemeinschaft entwickeln konnte, scheint die Quellenbasis ebenfalls etwas dünn zu sein; die Ausführungen gehen hier nicht weit über Detlef Balds Analysen hinaus.⁶⁹ Insgesamt ist Söldenwagner aber eine interessante Analyse der ostafrikanischen Siedlergesellschaft gelungen, die einige neue Aspekte aufzeigen kann.

VI. DESIDERATA DER KOLONIALGESCHICHTE

Auch wenn die Kolonialgeschichtsschreibung in den letzten Jahren eine enorme Konjunktur erfahren hat und gleichzeitig die Geschichte des Kaiserreichs mittlerweile stärker unter transnationalen und globalen Aspekten betrachtet wird, gibt es in diesem Forschungsfeld noch zahlreiche wenig erforschte Aspekte. Grundsätzlich findet man in der deutschen Forschungslandschaft selten Verbindungen zwischen den wenigen Forschern, die außereuropäische Geschichte betreiben, und einer Kolonialgeschichtsschreibung, die sich eher in der Kaiserreichsforschung verortet. Hier wäre eine verstärkte Vernetzung sicherlich höchst produktiv.

Wie schon anfangs diskutiert, hat sich in der deutschen Kolonialgeschichtsforschung – beeinflusst von den *postcolonial studies* – zuletzt ein deutlicher Trend hin zu kulturgeschichtlichen Ansätzen entwickelt. Während sich in der internationalen Forschung zu postkolonialen Themen die sogenannten *subaltern studies* gerade auch mit der Unterordnung und der Unterdrückung von Bevölkerungsgruppen in kolonialen und postkolonialen Systemen beschäftigen und auf die ambivalente Rolle von indigenen Eliten hinweisen, werden diese Ansätze in Forschungen zum deutschen Kolonialismus noch wenig wahrgenommen; hier gäbe es sicherlich noch zahlreiche wichtige Themenfelder, die einer Analyse harren. Dies gilt generell für Themen, die die indigene Bevölkerung in den Kolonien, deren Vorstellungswelten, deren Handlungsspielräume und Kooperationsmöglichkeiten in den Vordergrund stellen. Bei den von geschlechtergeschichtlichen Ansätzen geprägten Forschungen zum deutschen Kolonialismus findet man mittlerweile zahlreiche Untersuchungen über die Rolle von ›weißen‹ Frauen in den Kolonien und über die Mischenproblematik. Untersuchungen über die Männlichkeitskonzepte von Siedlern oder über den Einfluss der Kolonialherrschaft auf die *gender*-Konzepte der indigenen Bevölkerung sind dagegen rar. Auch die Forschungen zu Kolonialprodukten sowie zum Konsum in Metropole und Kolonie stehen noch am Anfang.

Bei der Betrachtung der einzelnen deutschen Kolonien fällt eine starke Konzentration auf Südwestafrica und mittlerweile Ostafrika auf, während Kamerun, Togo und die Südseekolonien eher ein Schattendasein führen. Zum Boxeraufstand in China sind jüngst einige Arbeiten erschienen⁷⁰, sonst wurde das Thema des deutschen Kolonialengagements in China weniger erforscht, obwohl man gerade bei dem gemeinsamen europäischen Vorgehen dort den deutschen Kolonialismus im internationalen Kontext sehr gut analysieren könnte.⁷¹

69 Vgl. Bald, Deutsch-Ostafrika.

70 Mechthild Leutner/Klaus Mühlhahn (Hrsg.), *Kolonialkrieg in China. Die Niederschlagung der Boxerbewegung 1900–1901*, Berlin 2007; Susanne Kuss/Bernd Martin (Hrsg.), *Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand*, Bamberg 2002; Thoralf Klein, *Straffeldzug im Namen der Zivilisation. Der Boxerkrieg in China, 1900–1901*, in: Klein/Schumacher, *Kolonialkriege*, S. 145–181.

71 Vgl. als Ausnahme die wichtige Studie von Klaus Mühlhahn, *Herrschaft und Widerstand in der Musterkolonie Kiautschou*, München 2000.

Ein wirkliches Desiderat stellt die vergleichende Forschung zum deutschen Kolonialismus dar. Komparative Studien, die den deutschen Kolonialismus im Kontext mit anderen europäischen Kolonialmächten – nicht nur in der Zeit des Imperialismus – untersuchen, würden eine bessere Einschätzung ganz verschiedener Phänomene erlauben.⁷² Komparative Analysen zu nationalen Vorstellungen und zu Ausprägungen des Rassismus in den verschiedenen europäischen Kolonialreichen liegen ebenfalls kaum vor.⁷³ Dies wäre für eine bessere Einordnung der deutschen Kolonial- und Imperialpolitik ein äußerst fruchtbarer Forschungsansatz. Auch die unterschiedlichen nationalen Vorstellungen von Zivilisierungsmissionen der europäischen Kolonialmächte sind kaum analysiert worden.⁷⁴ Dies ist umso erstaunlicher, als solche Vorstellungen große Wirkungsmacht entwickeln konnten; sie lassen sich zum Teil in den unterschiedlichen Migrationspolitiken der einzelnen europäischen Länder wieder identifizieren.⁷⁵ In diesem Zusammenhang sind internationale Institutionen des Kolonialismus wie das Brüsseler *Institute Colonial International* zu nennen, die ebenfalls Aufschlüsse über gemeinsame europäische Vorstellungen hinsichtlich einer Kolonisierung der Welt geben dürften, aber noch wenig in der Forschung wahrgenommen wurden. Ein stärker die europäischen und internationalen Zusammenhänge wahrnehmender Blick auf den deutschen Kolonialismus könnte so einerseits deutlich machen, in welchen Bereichen sich koloniale Ideologien, Vorstellungswelten und Praktiken nur graduell von den kolonialen Nachbarn unterschieden. Eine solche Perspektive könnte andererseits Besonderheiten und spezifische Charakteristika der deutschen Entwicklung, auf die ja auch die deutsche Kolonialismusforschung in vieler Hinsicht fixiert ist, mit einer größeren Trennschärfe herausarbeiten.

72 Vgl. die wenigen komparativen Sammelbände wie z. B. *Klein/Schumacher*, Kolonialkriege, oder *Boris Barth/Jürgen Osterhammel* (Hrsg.), *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserungen seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005, die sich aber nicht direkt auf den deutschen Kolonialismus beziehen; vgl. auch in Kürze *Ulrike Lindner*, *Encounters over the border: The shaping of colonial identities in British and German African colonies*, in: *Ulrike Lindner/Maren Möhring/Mark Stein u. a.* (Hrsg.), *Hybrid Cultures – Nervous States. Germany and Britain in a (post)colonial world*, Amsterdam 2008.

73 Geulen geht in seiner Studie nur in zwei Unterkapiteln vergleichend auf Rassismus im amerikanischen Kontext ein, vgl. *Geulen*, *Wahlverwandte*; zum Vergleich von britischem und deutschem Nationalismus gibt es nur wenig Literatur, vgl. z. B. den älteren Sammelband von *Paul Kennedy/Anthony Nicholls* (Hrsg.), *Nationalist and Racist Movements in Britain and Germany before 1914*, London 1981.

74 Vgl. als einer der wenigen Sammelbände, die hierzu einen knappen Überblick geben, *Barth/Osterhammel*, *Zivilisierungsmissionen*.

75 Vgl. für einen Vergleich von deutschen und britischen kolonialen und postkolonialen Identitätsvorstellungen in Kürze *Lindner/Möhring/Stein*, *Hybrid Cultures*.